



Vergißeinnicht 1935

11 (1935)

Vergißmeinnicht



Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission



Nummer 11

November 1935

53. Jahrgang

Chor der Toten

Euer Weg ist hart, euer Weg ist lang —
Doch gingen auch wir den gleichen Gang,
Kamen nach schwerem Kampf zur Ruh',
Nach dem harten Streit zwischen Ich und Du,
Nach dem harten Streit zwischen Soll und Will,
Nach dem ewigen Krieg zwischen Laut und Still.
Auch unsere Brände mußten vergluten,
Auch unser Herz sich in Gott verbluten.
In Gott sich verbluten — dies eine Wort
Sagen wir euch nun fort und fort.
Ein Rätsel nennt ihr das harte Leben?
Wir haben die Lösung euch gegeben:
In Gott sich verbluten! Habt ihr's verstanden?
Wir flüstern's euch zu, die die Heimat wir fanden,
Wir flüstern's euch zu, die das Ziel wir erklommen.
Das Glück ist unser — ihr müßt nun kommen.
Kommt, kommt, bleibt auf dem Wege nicht stehn:
Alles Leben ist nur ein Vorübergehn! —

Ignaz Klug †.

Arme Seelen

Von F. Schröghamer-Heimdal

Die Geisterwelt ist nicht verschlossen,
Dein Sinn ist tot, dein Herz ist zu . . .

Daß es neben der sichtbaren Körperwelt eine — für gewöhnlich unsichtbare Geisterwelt gibt, ist dem Wissenden kein Geheimnis mehr. Die zahllosen Spuckgeschichten, die im Volke umgehen, sind nicht immer Ausfluß von Hirngespinnsten oder Sinnestäuschungen; viele davon beruhen auf Wahrheit und sind von einwandfreien Zeugen verbürgt.

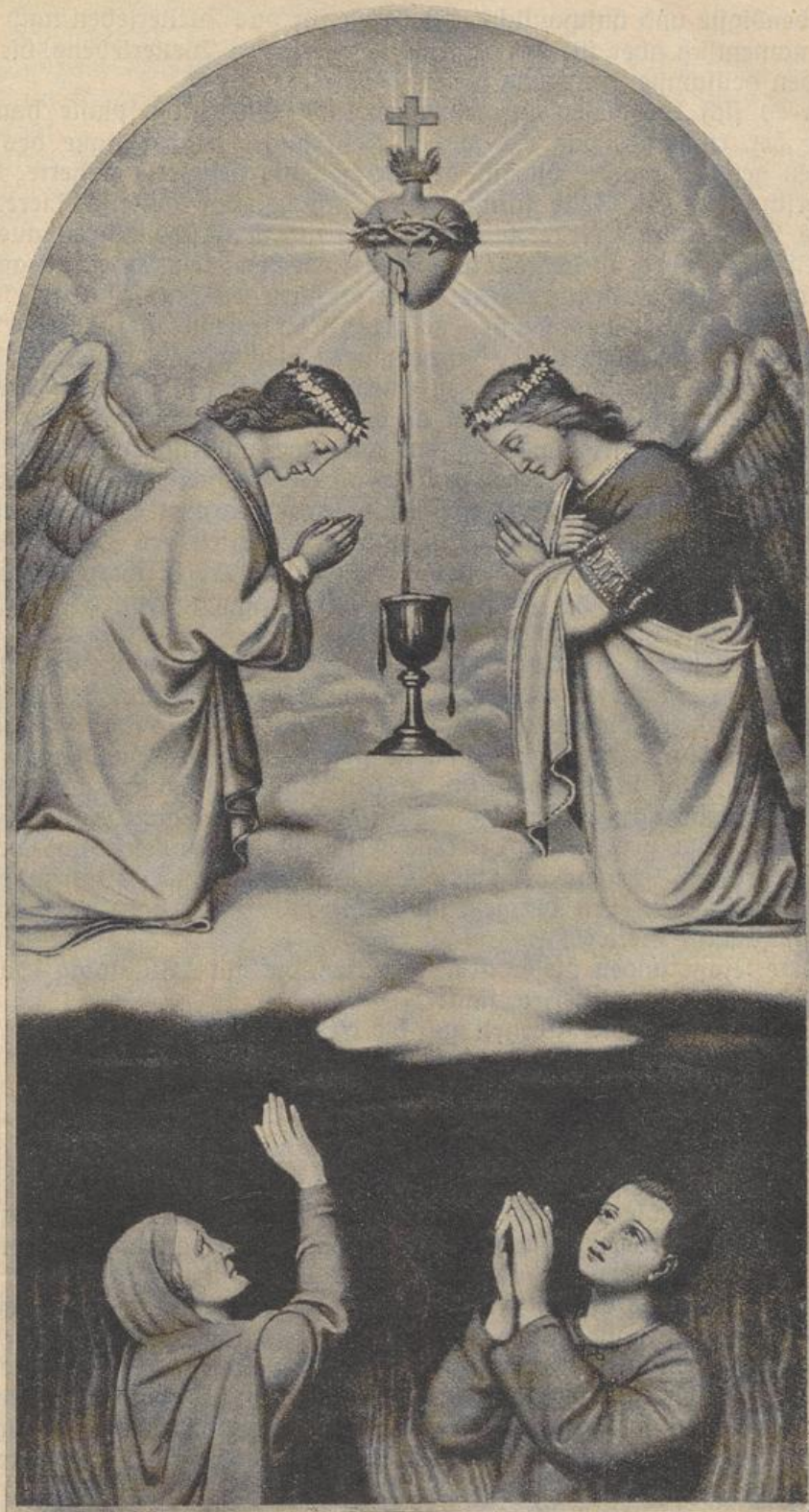
Der gläubige Christ vor allem kann keinen Zweifel an der Tatsache haben, daß es eine geistige Welt mit guten und bösen Wesen gibt, die auch den Erdenmenschen erscheinen können. Die Schriften des alten und neuen Bundes wie auch die Heiligenlegenden sind erfüllt von solchen Tatsachen, die dem gotterflossenen Menschen eigentlich Selbstverständlichkeiten waren.

Die Zweifelsucht und ihre Folge, der Unglaube in jedem Betracht, begann erst in der Zeit der „Aufklärung“ und des Materialismus, der nur die sichtbaren, handgreiflichen Dinge gelten ließ. Dieser Makel und Mangel der modernen Menschheit vermag jedoch an den Tatsachen der geistigen Welt nichts zu ändern.

Aber auch heute geschehen noch Dinge, vor denen die Wissenschaft ratlos die Hände ringt. Wir brauchen nur an Konnerstreuth zu denken. Auch heute gibt es noch Erscheinungen aus der geistigen Welt, wenn sie auch nur Begnadeten zuteil werden, die ihre Erlebnisse nicht an die große Glocke hängen, sondern als heiliges Geheimnis bewahren. Solche Erlebnisse sind eindrucksvolle Beweise für das Weiterleben nach dem Tode wie auch für die Wahrheiten der christlichen Heils- und Gnadenlehren.

Es geschieht nur ganz selten, daß Erlebnisse dieser Art in die Presse und damit an eine breitere Öffentlichkeit kommen. Die Erlebenden schweigen aus Ehrfurcht vor dem Erlebten, aber auch aus Furcht vor den Mitmenschen, aus einer gewissen Scheu, die „Perle vor die Schweine zu werfen.“ Sie könnten von diesen in den Kot getreten werden. Wenn in solchen Erlebnisfällen überhaupt Mitteilungen an andere erfolgen, so beschränken sie sich in der Regel auf die nächsten Angehörigen. Solche Erlebnisfälle sind aber durchaus nicht so selten, wie man gemeinhin glaubt. Ich habe in dieser Beziehung viel herumgehört und bei allen möglichen Gelegenheiten das Gespräch auf solche Dinge gebracht. Und merkwürdig: fast jeder, mit dem ich auf diese Weise zu tun hatte, wußte von sich oder aus seinen Bekanntenkreisen unerklärliche Fälle von Ahnungen, Vorgeschichten, Träumen, Erscheinungen zu berichten, die das Hereintragen der geistigen Welt und die Verbundenheit der Verstorbenen mit ihren Hinterbliebenen in ein seltsames Licht rücken.

Umso dankenswerter ist es demnach, wenn es ein hochangesehener katholischer Priester in einer wissenschaftlichen Zeitschrift (Natur und Kultur, Märzheft 1929) unternimmt, einige in der jüngsten Zeit geschehene Erscheinungen von Verstorbenen aus einer Fülle von Fällen herausgreift und der wissenschaftlich eingestellten Leserschaft vor Augen zu führen. Diese Fälle, an deren Tatsächlichkeit kein Zweifel möglich ist, beweisen mit aller Deutlichkeit, daß die Geisterwelt auch heute noch nicht verschlossen ist. Sie



Gedenket der Verstorbenen und helft ihnen durch Gebet und heilige
Mehopfer

sind lebendigste und anschaulichste Beispiele für das Weiterleben nach dem Tode, namentlich aber für die Art und Weise dieses Weiterlebens, die uns Lebenden heilsamste Anregung bietet.

Daß es sich bei diesen Erscheinungen nicht um Hirnge-spinste handelt, beweist der Umstand, daß ein solcher Geist auch von der Raze des Erlebenden gesehen wurde, die sich der Erscheinung neugierig näherte, dann aber erschrocken zur Seite sprang. Die Tatsache, daß gewisse Tiere, besonders Hunde und Pferde, die Fähigkeit besitzen, Erscheinungen aus der Geisterwelt zu sehen, ist bekannt und wiederholt bewiesen. In einem andern Falle wurde der Entsetzungs-schrei einer erschienenen „armen Seele“ von einem Mitbewohner des Hauses gehört. Dieser meinte, der „Seher“ — wie wir den Erlebenden dieser Erscheinungen hier nennen wollen — hätte im Traume so laut aufgeschrien. In einem weiteren Fall war die Berührung eines abgeschiedenen Geistes an der Hand des Sehers zehn Tage lang als rötliches Brandmal sichtbar wie eine natürliche Brandwunde.

Alle diese Tatsachen sprechen dafür, daß es sich hier nicht um Hirn-ge-spinste, sondern um leibhaftige Erscheinungen von armen Seelen handelt, die in der Finsternis der Gottesferne und im Schatten des Todes weilen. Sie haben nur einen Schimmer des erlösenden Lichtes in ihrer Verlassenheit im „Zwischenraum“ zwischen der „Anschauung Gottes“ und der „äußersten Finsternis“, also im Fegfeuer.

Eine Erscheinung schildert den Vorgang des Sterbens: „Es ist ein Erschauern der Seele in Anbetung und dann ein Versinken in die Reinigung. Wir ziehen einzeln unsere Wege.“

Eine andere Seele klagt: „Gott ist gerecht. Meine Sünden schreien zum Himmel. Ich brenne! Ich bin in der Finsternis! Zuerst bin ich vor Gericht gekommen, dann kam die Strafe. Ich habe angebetet und bin versunken.“ Also genau wie die erste Erscheinung: Anbeten und versinken . . . Tröstlich ist, was die zweite Seele weiterberichtet: „Ich habe das Ärgste überstanden. Ich bin jetzt im Lichtkreis. Wenn ganz rein, kommt die Anschauung Gottes.“

Andere Äußerungen dieser armen Seelen, die mit „Zulassung Gottes“ dem Seher erscheinen durften, sind:

„Das Jenseits ist die Klarheit und die Erkenntnis.“

„Gottes Gerechtigkeit sieht anders als die Menschen.“

„Christi Blut — in den heiligen Messopfern — fließt in Strömen. Dieses Blut führt uns zum Leben.“

Eine arme Seele jubelt den Erlösungs-ruf: „Ich bin im Licht!“

Es handelt sich um vielfache Erscheinungen verschiedener Verstorbener, auch von solchen, die der Seher zu Lebzeiten nicht gekannt hat. Sie gaben ihm aber auf Befragen an, wo sie auf Erden geweilt hätten. Die Gestalten waren durchwegs deutlich sichtbar, wenn ihr Äußeres auch oft verschwommen und das Gesicht fast unkenntlich war. Manche waren widerlich und abstoßend, je näher sie aber dem Lichtkreis kamen, desto heller und deutlicher wurden ihre Seelenleiber, ihre „körperlosen Körper“, die sich anfühlten wie ein „feuchtes warmes Tuch.“ Manche von diesen armen Seelen sind noch so tief im Leiden, daß sie nur stöhnen können. Andere können schon sprechen und geben Antwort auf die Fragen des Sehers:

„Warum kommst du zu mir?“

„Weil du immer für mich gebetet hast.“

„Liegt dir viel daran, daß ich in die hl. Messe gehe?“

„Du kannst mir viel helfen.“

„Was mußt du denn leiden?“

„Ich brenne!“

Und zum Beeweise drückte er einen Finger auf die Hand des Sehers und das tat so weh, daß dieser aufschrie. Die Brandwunde blieb zehn Tage sichtbar.

Zwei dieser armen Seelen nannten auch die Sünden, derentwegen sie noch büßen mußten. Die eine bezichtete sich des Diebstahls und bat um hl. Messen. Die andere bekannte sich als Verleumder und zwar durch briefliche Ehrabschneidungen: „Mein Wort lebt in der Schrift weiter. So stirbt die Lüge nicht.“



Missionsposten Dinizulu (Mariannhiller Mission)

Als Mithilfe in ihrem Leiden werden „Opfer“ und „hl. Messen“ erbeten.

Der Seher sah diese armen Seelen, von denen ihn manche wochenlang bedrängten, häufig auch bei Tage. Eine davon begleitete ihn sogar in die Kirche. Da fragte sie der Seher: „Siehst du Christus im Sakrament oder in Wirklichkeit?“

„Das Sakrament ist für die Lebenden. Die Wirklichkeit der Anschauung kommt erst, wenn ich rein bin.“

Eine andere arme Seele sagte dem Seher, daß sie nun erlöst und in der Klarheit sei. Da bat sie der Seher: „Vergiß mich nicht?“ Die Seele: „Die Lebenden danken und vergessen, die Toten können nicht vergessen, was Liebe gab.“ Damit verschwand die erlöste Seele und kam auch nicht wieder. Sie war ins „Licht“ eingegangen.

Besonders zu denken gab mir eine Schilderung des Sehers über einen Vorgang, den er sich selbst nicht erklären konnte: Eine arme Seele beugte sich über den im Bett ruhenden Seher und tat, als ob sie ihm etwas aus dem Körper fauge. Der Seher fühlte sich hernach geschwächt und

hatte das wache Bewußtsein, daß ihm die arme Seele etwas genommen habe, was sie im Jenseits brauchte. Denn anders wäre der Vorgang sinnlos. Zur Erklärung mag folgende Erwägung dienen: Die Seele benötigt zum Weiterbestehen im Jenseits, in der geistigen Welt, offenbar noch Feinstoffe, die dem Körper anhaften. Die Sitte der Aufbahrung der Toten zeigt, daß man der Seele Zeit lassen will, diese Feinstoffe aus dem Körper mitzunehmen. Diese feinen Lebensstoffe werden, wie der berühmte Forscherarzt Karl Ludwig Schleicht überzeugend nachgewiesen hat, nur durch Feuer vernichtet, was bei allen Leichnamen der Fall ist, die verbrannt werden. So erschien einer Frau im Traume der verstorbene Mann, dessen irdische Reste kurz vorher eingeäschert worden waren, in furchtbar entstelltem Zustande. Sein ihn begleitender Freund aus dem Jenseits erklärte der Träumenden, diese Entstellung komme daher, weil der Verstorbene sie durch die Verbrennung vernichteten Feinstoffe nicht mehr an sich ziehen konnte und nun drüben großen Mangel leide. Er warnte die Frau sich verbrennen zu lassen. Offenbar hat die arme Seele dem Seher in unserem Falle ebenfalls solche Feinstoffe, die der Seelenleib zum Weiterbestehen im Jenseits benötigt, entnommen. Zweifellos handelte es sich auch in diesem Falle um einen „Feuerbestatteten“ oder sonstwie im Feuer umgekommenen armen Menschen. —

„Die Toten können nicht vergessen, was Liebe gab.“

Dieses ergreifende Bekenntnis sollte einmächtiger Antrieb sein, unseren armen Seelen alle Liebe zu geben, deren wir fähig sind. „Opfer“ und „hl. Messen“ benennen die armen Seelen selbst als ihre besten Hilfsmittel, daß sie aus der Verlassenheit in der Finsternis ins Licht und zur Anschauung Gottes gelangen. Schon der Apostel sagt: „Es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten.“ Aber nicht Eigennutz, sondern Mitleid und Liebe zu den Verlassenen der Verlassenen soll unser Leitstern sein beim Gebetsgedenken und Sühnopfer für sie. Denn auch wir Lebenden sind schon eingeschlossen in den mystischen Leib des Erlösers, der aus Liebe sein kostbares Blut für uns alle vergossen hat. Und auch unser Weg geht einst zur Anbetung — ins Versinken — ins läuternde Feuer des sühnenden Leidens, bis auch wir einst jubelnd ausrufen dürfen: Ich bin im Licht!

Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten

Am Mikrophon: P. Otto Heberling, RMM.

Festtage in Mariannhill: Am 8. September 1885, also am Geburtsfeste der lieben Gottesmutter, traten die von unserm in Gott ruhenden Vater, Abt Franz Pfanner, von Europa nach Südafrika zur Missionsarbeit gerufenen Jungfrauen in Mariannhill zum erstenmal in ihrer ursprünglichen malerischen Einheitstracht auf. Dieser Tage wurde so der Geburtstag der „Kongregation der Missionschwestern vom kostbaren Blut“. Die Eingeborenen wurden damals nicht müde, die so schön gekleideten „Amakosozana“ (vornehme Fräulein, Prinzessinen) zu betrachten und zu bestaunen. Ihre Einheitskleidung, die nach dem Willen des hochseligen Abtes Franz, aus einem blutroten Rock, der an das kostbare

Blut, den Preis unserer Erlösung, erinnern sollte, aus einer schwarzen Pelertine, einer grauen Schürze und einem weißen Häubchen bestehen mußte, sah aber auch sehr malerisch aus und war nach dem Geschmacke der Eingeborenen der Inbegriff der Schönheit. Schon am Tage nach diesem denkwürdigen Ereignis, dem ersten Auftreten der Missionshelferinnen nahmen diese ihre Arbeit, die Betreuung und Erziehung der weiblichen Eingeborenen-Jugend mit großem Eifer, ja mit heiliger Begeisterung auf. Mit der Übernahme einer Mädchenschule und mit Krankenbesuchen begannen die Schwestern ihre Missionsarbeit. Der Anfang in der Schule war recht schwierig. Es verstand ja keine ein Wort der Eingeborenen-Sprache. Und doch! — Welch ein herrlicher Erfolg war dem jungen, anfangs so unscheinbaren Pflänzlein beschieden! Die unermüdliche Arbeit und die selbstlose Liebestätigkeit der opferfreudigen Missionsschwestern wurden von Gott überreichlich gesegnet. Ihre Opfer und Mühen für das Heil der unsterblichen Seelen wurden vom Segenstau des allerheiligsten kostbaren Erlöserblutes gnadenvoll befruchtet. 50 Jahre erfolgreiche Arbeit zur Ehre Gottes und zum Wohle der armen Heiden haben die Missionsschwestern vom kostbaren Blut hinter sich. Aus dem einstigen kleinen Reislein am Anfange der Kongregation ist jetzt schon ein starker Ast am großen Baum der hl. Kirche geworden. 877 Schwestern und viele Postulantinnen und Kandidatinnen feierten mit großer Freude und herzlichem Dank gegen Gott das 50 jährige Gründungsfest der lieben Kongregation, ihrer Mutter. Und mit den Schwestern, die überall in der weiten Welt tätig sind für Gott, für das leibliche und seelische Wohl und Heil der Menschen, freuten sich die ungezählten Eingeborenen in Südafrika, in Rhodesia, am Kongo, in Ostafrika; freuten sich in Europa in Deutschland, in Holland, in Österreich, in der Schweiz, in Dänemark die Freunde und Wohltäter der Kongregation der Missionsschwestern vom kostbaren Blut. Überall, wo die Missionsschwestern wirken, wurde am 8. September das 50 jährige, goldene Jubiläum der Kongregation mit großer Feierlichkeit begangen. Am festlichsten wurde dieser Gedenktag wohl in Mariannhill selbst, an der Wiege der Kongregation, gefeiert. Aber auch im jetzigen Mutterhaus in Europa, im Missionshaus Heilig Blut in Holland, begingen die Schwestern den Jubeltag als Hochfest mit großer Freude und kindlichem Dank gegen Gott. Die Mariannhiller Missionare, die ja denselben Mann, den hochseligen Abt Franz Pfanner, als Vater und Gründer verehren, nahmen am Jubiläum der Schwesternkongregation innigsten Anteil und wünschen alle von Herzen, daß der Allmächtige auch in Zukunft das opferfreudige Wirken der treuen Töchter des gemeinsamen Vaters reichlich segne und durch den unendlichen Wert des kostbaren Blutes unseres Erlösers zur herrlichsten Seelenernte hundert-, ja tausendfach befruchte.

Das Christentum muß als Weltreligion in seinem wesentlichen Merkmal katholisch, d. h. allgemein sein. Weltweit wie die Erde, weltweit wie die Menschheit, weltweit wie Gottes Vorsehung muß die Religion sein, die Gottes Weisheit und Gottes Güte den Menschen geoffenbart hat. Das Christentum ist die Religion der menschlichen Seele, die unbedingte Religion, die Weltreligion.

Begegnungen mit Afrikanern

Von P. Otto Heberling RMM.

IV

Der 12. Dezember des Jahres 1925 war angebrochen. An diesem für mein Leben denkwürdigen Tag schiffte ich mich mit mehreren Gefährten als angehender Afrika-Missionar auf der „Usaramo“, einem stolzen Schiff der Woermann-Linie in Hamburg ein. Damit erfüllte sich ein lang gehegter Wunsch, wurde eine stille Jugendhoffnung Wirklichkeit und Leben. Die „Usaramo“ dampfte ja nach dem fernen Südafrika! — Ich nahm Abschied vom lieben deutschen Vaterland, dessen geheiligte Grenzen ich in drei langen Kriegsjahren habe verteidigen, für dessen Wohl und Wehe ich ein Jahr das Los eines Kriegsgefangenen habe tragen dürfen. — Als der Riesenschwan seine Südlandsreise begann und die Schiffskapelle das Lied: „Ade, du mein lieb' Heimatland!“ intonierte, da fühlte ich trotz meiner großen Begeisterung für meinen hohen, erhabenen Beruf, daß Scheiden tatsächlich recht wehe tun kann. Eine treu-liebende Mutter, einen unermüdlich sorgenden Vater, liebe Geschwister, teure Verwandte und treue Freunde verlassen zu müssen, vielleicht für immer, wird von jedem Missionar auch als fühlbares Opfer empfunden. Aber dieses Opfer wird freudig gebracht für Gott, für die unsterblichen Seelen und nicht zuletzt auch fürs Vaterland. Die Missionare sind ja nicht bloß Soldaten des Weltenkönigs Jesus Christus, sondern sie sind auch Soldaten ihres Vaterlandes, Kulturpioniere, Bannerträger ihres

Volkstums, Apostel der Gerechtigkeit und des Friedens für ihre Heimat und ihr Volk. —

Bei der Abfahrt des Schiffes riefen sich die Leute gegenseitig ein hoffnungsvolles: Auf Wiedersehen! zu. Manche wischten sich dabei verstohlen oder auch frei und offen die Tränen aus den Augen. Bis zur äußersten Spitze der Kai-mauer folgten die meisten der Zurückbleibenden dem Dampfer. Andere fuhren sogar in kleineren Hafenbooten noch ein Stück neben dem Ozeanriesen her. Sie wollten und konnten sich nicht trennen. — Schließlich ließ die schnellere „Usaramo“ aber doch alles hinter sich zurück: die Menschen, die Boote, den Hafen, die Heimat. — Das stolze Schiff kämpfte sich im Sturm und Wetter tapfer und siegreich durch die empörten Wogen des abgrundtiefen Ozeans. Rotterdam, Southampton, Lissabon, die



Matabelefrau beim Kochen

Insel Tenerifa wurden ange-
laufen. Auf echt deutsche Weise
wurde auf der „Isaramo“ das
hl. Weihnachtsfest gefeiert, eben-
so Sylvester und Neujahr. Dann
kam bald das große Er-
eignis, die Überquerung des
Äquators, der salto mortale
auf die südliche Halbkugel. —
Weiter ging's. Der 7. Januar
1926 brach an. Dieser Tag
brachte uns etwas ganz Beson-
deres. — Schon um sechs Uhr
morgens sah man in der Ferne
einen dunklen Streifen, der im-
mer mehr aus dem Wasser her-
auswuchs, bis man zuletzt Bäu-
me, Häuser und Menschen un-
terscheiden konnte. — Das war
Afrika, das war die Stadt
Loanda in portugiesisch Angola,
das waren echte Afrikaner, die
uns mit ihren primitiven Ein-
bäumen scharenweise entgegen-
führten und das Schiff umring-
ten, um uns ihre Kokosnüsse
zum Kaufe anzubieten. Die



Der Bierflug macht die Runde

schwarzen Kerle taten das angenehmerweise aber mit viel weniger Ge-
schrei und geringerer Aufdringlichkeit als die europäischen Händler auf
Tenerifa. Mir kamen sie fast ein wenig scheu und schüchtern vor. Es wa-
ren auch einige sehr klug und unschuldig und unverdorben drein schauende
Negerbüblein dabei. Mitleidige Hände warfen diesen kleinen, wie aus
Ebenholz geschnittenen schwarzen Knirpsen belegte Brötchen und andere
gute Sachen zu, die sie geschickt auffingen und mit großer Ruhe, ja mit
einer naiven Anmut verzehrten. Als kurz vor der Abfahrt um elf Uhr
nichts mehr gekauft wurde, fingen sie die Kunst und das Geschäft des
Tauchens an. Dabei schlugen sie ganz offensichtlich mehr Gewinn heraus,
als durch den Verkauf der Kokosnüsse. Tauchfertig waren die kleinen
Kerle ja bald; denn sie hatten keine Kleider auszuziehen. Die meisten hat-
ten nur einen Tuchlappen um die Lenden gebunden oder ein Stück von
einem Sack vorgehängt. An zweien bemerkte ich auch eine Medaille an
einer Schnur um den Hals. Als sich einer davon zum Tauchen rüstete,
legte er die Medaille ab, küßte sie vorher aber recht andächtig. — An-
dere Neger kamen auf größeren Booten von der Stadt hergefahren. Sie
brachten in ihren Booten portugiesische Polizisten oder Agenten und hal-
fen das Gepäck der in Loanda aussteigenden Reisenden ausladen. Ihr
ganzes Benehmen machte einen äußerst günstigen Eindruck auf mich. Bei
dieser kurzen Begegnung mit Afrikanern dachte ich an die früheren Erleb-
nisse dieser Art und stellte Vergleiche an. Vieles daran war grundver-
schieden, manches aber auch genau dasselbe. — Senegalneger an der
Somme! — Amerikanische Neger im Cunneel-Wald und als Bewachungs-
posten für deutsche Kriegsgefangene! — Angola-Neger als Kokosnüsse-

Verkäufer, Taucher, Ruderknechte und Hafenarbeiter! — Menschen einer Rasse, Menschen einer Urheimat, Menschen einer Hautfarbe, Menschen, regiert von drei verschiedenen Nationen. Den einen begegnet ein deutscher Soldat auf dem blutigen Schlachtfeld, den anderen ein deutscher Kriegsgefangener und wieder anderen ein deutscher Missionar auf dem Wege nach Südafrika. — Verschiedene Begegnungen! — Verschiedene Personen! Und doch wieder manches gleich! Der deutsche Soldat auf dem Schlachtfeld an der Somme, der deutsche Kriegsgefangene im Tunnelwald und als Straßenkehrer in einem französischen Dorf, der deutsche Missionar auf seiner Südafrika-Fahrt — immer derselbe Mensch, — der nach wie vor seinem Gott und Heiland sowohl, als auch seinem Vaterland mit Leib und Seele ergeben ist, der sich nach wie vor seinem Gott wie seinem Vaterland mit Leib und Leben, mit Gut und Blut verpflichtet hat. —

Doch die Südländsfahrt ging weiter. — Neue Erlebnisse kamen. Weitere Begegnungen ereigneten sich. —

Von Loanda bis Lobito-Bay fuhr die „Usaramo“ ganz nahe an der Küste entlang. Sie schien noch sehr wenig bevölkert zu sein. Sonst machte das Land aber keineswegs den Eindruck von Unfruchtbarkeit. Oft tauchten im Hinterland ganz ansehnlich hohe Berge auf. Am Morgen des 8. Januar, so gegen 9 Uhr, drehte die „Usaramo“ plötzlich scharf bei und legte um zehn Uhr in der Lobito-Bay am Kai an. Zwei unheimlich große Haie folgten dem Schiff bis an die Bucht und verschwanden erst, als man sich anschickte, am Kai anzulegen. Bis zwölf Uhr sollte der Aufenthalt nur dauern. Deshalb begann gleich, nachdem die Landungsbrücke heruntergelassen war, eine kleine Völkerwanderung aufs Land. Für mich war das in der Tat ein unvergeßliches Erlebnis, als ich zum erstenmal meinen Fuß auf afrikanischen Boden setzte. Was ich in Lobito-Bay und später erlebte, war eigentlich schon mehr als eine bloße Begegnung mit Afrikanern, es war ein Studium, ein Lernen, ein Versuch, ihr rassenmäßiges Denken, Fühlen und Wollen zu ergründen, ein Verstehenlernen, um auch wieder verstanden zu werden, ein Streben, Mittel und Wege zu finden, den armen Leuten als Missionar in jeder Beziehung helfen zu können. In Lobito-Bay konnte man auch tatsächlich viel Grundfäßliches lernen. In allernächster Nähe der Hafenanlagen wimmelte es geradezu von Schwarzen, von Männern, Frauen und Kindern. Wenigstens tausend Neger arbeiteten gerade an verschiedenen Baustellen. Es war ein eifriges Schaffen und Werken. Von der „sprichwörtlich“ gewordenen Faulheit der Neger sah ich da nichts. Im Gegenteil. Ich beobachtete Leute, die keine Neger waren und es sich bei der Arbeit gemüthlicher machten als die Schwarzen. Unweit der Hafenanlagen lagen zwei provisorische Negerdörfer. Dorthin mußten die Schwarzen allabendlich zurück. Allem Anschein und Aussehen nach waren die meisten noch Heiden. — Nur einige gaben sich durch irgend ein Zeichen als Christen und Katholiken zu erkennen. Diese waren in erster Linie anständiger gekleidet als die anderen. Zwei Knaben zogen recht freundlich ihren Hut ab und behielten ihn solange in ihren Händen, bis unsere ganze Abteilung vorübergezogen war. Eine Frau, die uns begegnete, bekreuzte sich. Andere Frauen, die uns als katholische Missionare erkannten, bekundeten eine große Freude und deuteten auf ihre um den Hals gehängten Rosenkränze, Kreuzlein und Medaillen. Höchst interessant war es zuzuschauen, wie an einem idyllischen Plätzchen mehrere Negerfrauen das Mittagsmahl für

ihre in den Hafenanlagen arbeitenden Männer zubereiteten. Ein dicker Maisbrei, mit dem man Gänse hätte stopfen können, brodelte in einem mittelgroßen, eisernen Kessel. In einem kleinen Kochtopf daneben dampfte ein rötlicher Brei. Kinder waren natürlich auch bei den Müttern. Zwei Buben hatten sich schon über einen kleinen Maiskessel hergemacht. Mit ihren schwarzen Händen griffen sie abwechselnd mit der größten Selbstverständlichkeit in den Kessel hinein und führten Handvoll um Handvoll zum Munde. Es war ein Bild zum photographieren schön. — Nicht so entzückend, aber höchst mitleiderregend war der Anblick eines Ausfägigen, der die zum Schiff zurückkehrenden Reisenden um eine milde Gabe bat. Geduldig wartete er, bis ihm eine mitleidige Seele eine Kleinigkeit in den Hut warf. War dieser Ausfächtige nicht ein Bild des noch dunklen Erdteils Afrika und seiner Bewohner, die zum größten Teil noch in der Nacht des Heidentums und in den Ketten der Sünden und niedrigsten Leidenschaften schmachten? — Herr, sende Arbeiter in deinen Weinberg, sende viele Missionare nach Afrika, so betete ich, als die „Isaramo“, Lobito-Bay verlassend, den Kurs weiter nach Süden nahm und ich die Begegnung mit den Angola-Negern sinnend überdachte.

(Fortsetzung folgt.)

Ihr werdet auf Nattern treten und Schlangen aufheben und sie werden euch nicht schaden

Von Dr. Cassian Zengel RMM.

Ich mußte im Mariengarten in Mariannhill durch die Einbahnstraße einen alten, gebrochenen Kanal aufreißen und durch einen neuen ersetzen. Man gab mir vier kräftige, starke schwarze Burschen als Beihilfe. Man nannte sie damals Josephsknaben; diese waren von der Schulpflicht befreit und entlassen. Lustig und fröhlich fielen wir über diese Arbeit her, sodaß um elf Uhr der ganze Graben bis auf die zwei letzten Decksteine, von Schutt, Steinen und Erde gereinigt war. In dem Augenblick, als ich den einen Stein wegheben wollte, ertönte die Gebetsglocke für das Offizium. Ich warf alles, was ich in den Händen hatte, weg, sprang aus dem Graben und kniete mich nieder zum Beten. Kaum hatte ich das Kreuzzeichen gemacht, da hörte ich hinter mir einen furchtbaren Spektakel, Geschrei und Steinwerfen, sodaß ich meinte, die Hölle sei los. Ich warf einen Blick zurück, um Ruhe zu gebieten und das genügte; die ganze Gesellschaft verstummte; denn das Werk war ja vollendet. Sie setzten sich nun auf den Rand des Grabens nieder und warteten bis ich fertig war. Die Schwarzen haben einen heillofen Schreck, wenn sie einen Betenden gestört haben. Kaum merkten sie, daß ich aufstand, da wurde ich auch schon von meinen Jüngens umringt und jeder wollte seine Heldentat, die er eben vollbracht, zuerst bei mir anbringen. Welch ein Schreck überfiel mich, als ich eine Riesenschlange (eine Mamba) langgestreckt im Graben liegen sah. Sie hatte eine Länge von 5 Metern und eine Dicke meines Handgelenkes. Diese Riesenschlange sollte zusammengerollt unter diesen zwei schmalen Decksteinen, die kaum einen halben Meter in der Breite ausmachen, gelegen sein? — So müßte ich ja auf ihr gestanden haben? — Es ist, als ob sie schon gewartet hätte, bis ich meinen Fuß aus dem Graben gesetzt hätte. Wäre das Gebetsläuten nicht eingetroffen und hätte ich den einen

Stein noch hinweggenommen, so wäre es um mich geschehen gewesen. Ich hob Augen und Hände zum Himmel empor und dankte Gott für diese wunderbare Rettung. Und diese Schlange soll giftig sein. Sie ist anerkannt als die giftigste Schlange von Südafrika. Meine Jungs schleiften dann diese Mamba mit großem Jubel und Freudengeschrei ins Kloster, wo man sie dann dem Gerber, Br. Lupus, übergab.

Kurz darauf wurde ich auf die Station Centocoin versetzt, wo ich dann das jetzige Schwesternhaus baute. Zuvor war an dieser Stelle ein ausgehauener mit Stroh gedeckter Felsenkeller. Letzteres mußte verschwinden, da das Schwesternhaus darüber gebaut werden sollte. Eines Tages, es



Die Rekruten des Missionshauses St. Joseph, Reimlingen mit ihrem Hochw. Vater Rektor, einem ehemaligen Frontkämpfer

war vor der Mittagspause, legte ich meinen Hammer auf einen Pfeiler und als ich nach der Pause meinen Hammer nehmen wollte, ergreife ich nicht nur den Stiel, sondern auch eine Schlange, die sich um den Stiel gewickelt hatte, aber statt meine Hand zu beißen, richtete sie sich gerade in die Höhe, sperrte das Maul auf, zingelte, zischte und blies mir ins Gesicht. Vor Schreck schleuderte ich sie samt dem Hammer auf die Erde. Meine lieben Jungs machten saubere Arbeit mit ihr. Darin sind sie Meister. Diese Schlange war nur armeslang und fingerdick und so grün wie das Gras. Wie ich hörte, soll sie sehr giftig gewesen sein.

Hier gilt wahrlich der obengenannte Bibelspruch, aber auch ein zweiter, der heißt: Der Herr hat deinetwegen seinen Engel befohlen, daß sie dich beschützen auf allen deinen Wegen.

Zeige uns dein Reich!

23.

In der Erkenntnis und Liebe Gottes und seines Reiches besteht unser eigentliches und höchstes Glück. Im Diesseits erreichen wir nur die Anfangsstufen der Erkenntnis durch die Vernunft und den Glauben. Erst im Jenseits schauen wir das volle, ganze Reich und seinen Urheber und König in unermesslicher Klarheit und Wonne. Dann sind und bleiben wir in glückseliger Notwendigkeit für immer hingerissen zur Bewunderung und Liebe des Schöpfers und seines Werkes. Hier in der Zeit ist unsere Liebe noch schwach, wandelbar und unvollkommen. In der Ewigkeit aber stark, unveränderlich und vollendet. Denn der Herr und Bildner aller Dinge schenkt uns nicht bloß die ganze Summe und Fülle seines Reiches zum Besitze und Genuße, sondern auch sich selbst in Person! —

Darin besteht die Freude und der Gipfelpunkt des ewigen Lebens. Die Kinder des Reiches haben von dieser wesentlichen Reich-Gotteswonne schon einen Vorgeschmack in der heiligen Kommunion. Da empfangen und besitzen sie bereits den Herrn und König des Reiches und — alles in und mit Ihm! Als wahre Glieder der Kirche stehen sie schon inmitten des Reiches, sind eins geworden mit dem Hirten und der Herde. Der volle Genuß dieses eigentlichen und höchsten Glückes bleibt allerdings bis nach der abgeschlossenen Prüfungszeit und vollendeten Bewährung aufgespart. Doch der Grad der kommenden Seligkeit und der persönlichen Genußfähigkeit des Einzelnen wächst mit jedem Tag der Verbannung und mit jedem guten Werke des Lebens im Glauben, in der Hoffnung und Liebe auf Erden.

Die Kinder des Reiches gehen den großen „Verheißungen Christi“ entgegen, um deren Teilhaftigwerdung die Kirche so oft in ihren Gebeten fleht. In einer späteren Zusammenstellung dieser wunderbaren Verheißungen werden wir staunend die Absichten der unendlichen Guld unseres Königs mehr im Zusammenhang erfassen. Wahrlich, groß ist des Christen Hoffnung!

Des einen Königs Völkerschar — Soll einig, eins in Hoffnung sein.

Nur so entgeht sie der Gefahr — Des Bruderzwistes ganz allein.

Sie höre auf die Mutter der Menschheitsfamilie und ihren Rat: Vertrauet! Versöhnet euch!

Marienlied aus fernem Süd

VII.

Unter diesem Titel bringt unser „Vergißmeinnicht“ marianische Nachrichten und Missionsgedanken aus der Mariannhiller Mission und aus Südafrika im allgemeinen. Heute zunächst die schon angemeldeten näheren Einzelheiten über die Einweihung der neuen Marienkirche der Mariannhiller Missionsstation Maria Trost, Süd-Natal. Lassen wir das „Kreuz des Südens“ reden, Southern Cross, die katholische Haupt-Wochenzeitung Südafrikas. Im November 1934 brachte das ausgezeichnete Blatt die Vollansicht der eröffneten Kirche und im Dezember den hier folgenden Bericht:

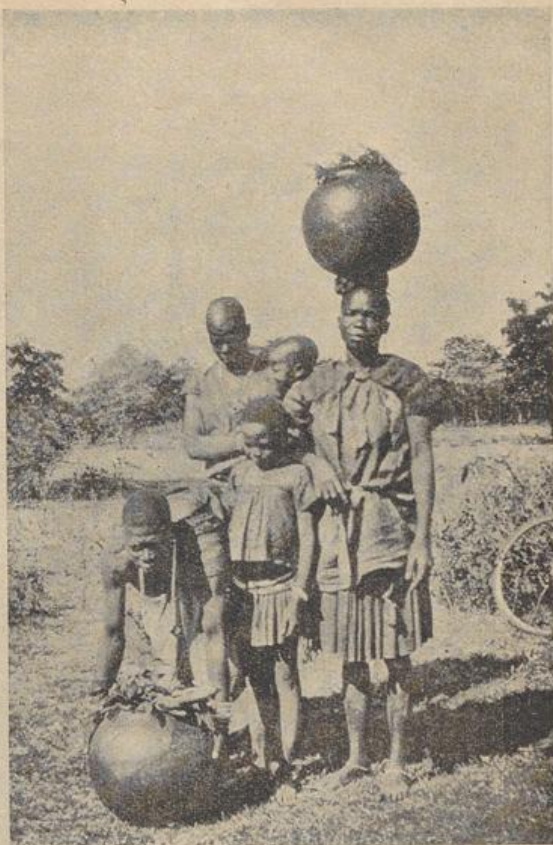
Das diesjährige Christ-Königsfest war ein hervorragender „Red-Letterday“ in der Geschichte unserer Missionsstation Maria Trost im Tropic-Distrikt. In Gegenwart von S. S. Bischof Fleischer, vieler Priester, Brüder, Schwestern und einer großen Versammlung von nahezu 2000 Gläubigen weihte der Apostolische Delegat die neue Kirche ein. Endlich sind die langgehegten Wünsche des eifrigen Missionars der Station, P. Rubenzer RMM., verwirklicht! Welch aufrichtiges tiefempfundenes „Gott sei Dank!“ mag über seine Lippen gekommen sein, als die Statue



Heidnische Frauen bei der Hausarbeit

Unserer Lieben Frau — eine echte Nachbildung der Statue U. Eb. Frau von Maria Trost, einem berühmten Wallfahrtsmittelpunkt in Österreich — am Vorabend des Festes in feierlicher Lichterprozession in die bereitstehende Kirche getragen und auf den Ehrenplatz über dem Hochaltar erhoben wurde! Die Zeremonien der kirchlichen Benediktion begannen am nächsten Morgen gegen 10 Uhr, persönlich vom Apostolischen Delegaten unter vollzähliger Assistenz vollzogen. Hochw. Pater Rubenzer dirigierte den wohlgeschulten Sängerkhor. Nach der von Sr. Erzelenz zelebrierten hl. Messe folgte die sehr beredte Predigt eines Missions-Seniors in der Zulusprache. Er erinnerte u. a. die Menge der Eingeborenen an die großen Hindernisse und Schwierigkeiten des Kirchenbaues und daß sie nun, da das Werk zur Freude aller vollendet sei, Gott und ihrem Seelenhirten aus vollem Herzen Dank darbringen sollten.

Beim Festmahle drückte der Apostolische Delegat seine besondere Zufriedenheit und Genugtuung aus über den Fortschritt der katholischen Kirche trotz der schweren Zeit. Die wahre Kirche Gottes mache auch in Südafrika keinen Unterschied zwischen den Rassen, sondern alle haben das Recht auf den Namen der Kinder Gottes! Bischof Fleischer dankte in seiner Ansprache an die Gäste dem Apostolischen Delegaten, daß er zur Eröffnung der Kirche eigens vom weitentfernten Bloemfontein — seiner Residenz im Orange-River-Freestate — gekommen war. Der Rektor der Kirche teilte manches aus der Geschichte dieses Kirchenbaues mit; wie er mit wenigen pennies in der Tasche begonnen habe und nun doch das Ziel befriedigend erreicht sei. Ganz offensichtlich habe Unsere Liebe Frau die Herzen so

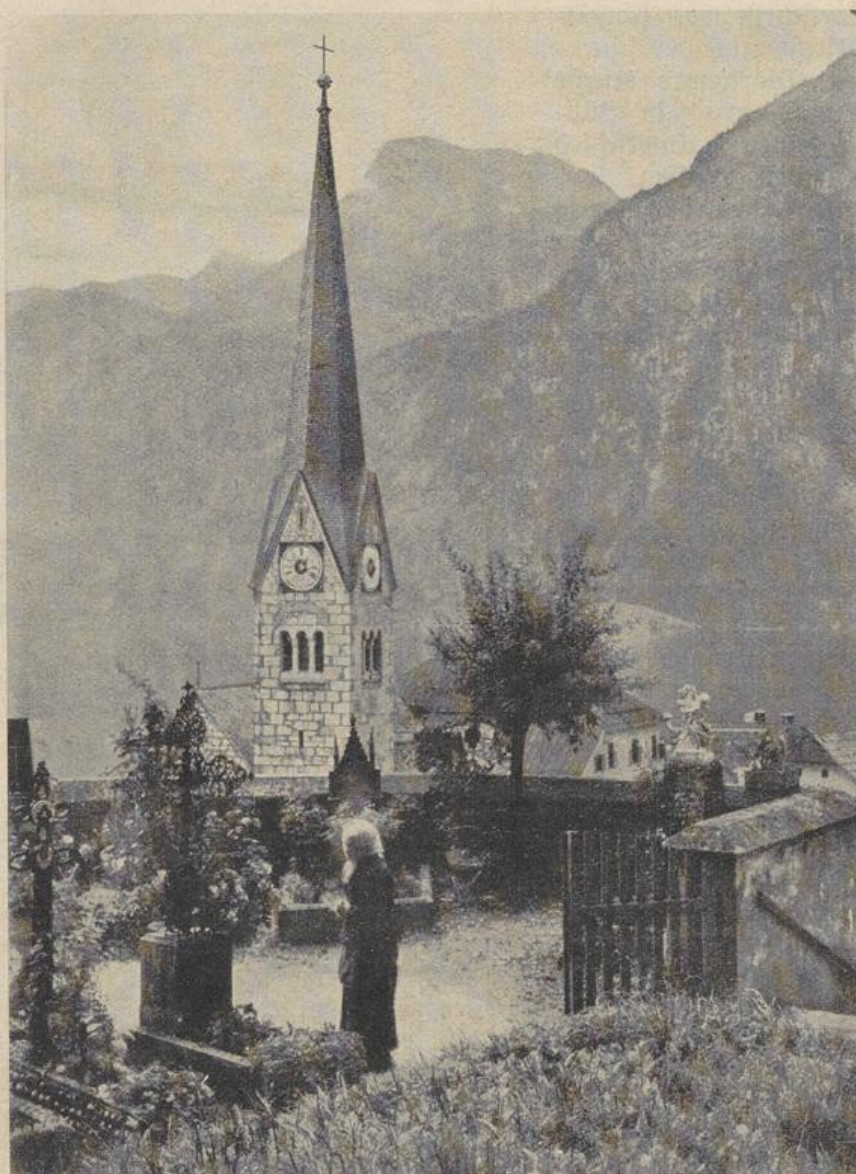


Beim Wasserholen (Matabele-Land)

vieler Wohltäter geöffnet, mit deren Hilfe das Werk zustande kam. Er gab auch in bewegten Worten den dankbaren Gefühlen seiner Gemeinde Ausdruck, den Stellvertreter des Heiligen Vaters in ihrer Mitte zu sehen. Die glückliche Volksmenge zerstreute sich allmählich nach einem landesüblichen Festmahle, wie es einem solchen Ereignis entspricht und sie wird den Eindruck dieses Christkönigsfestes nie vergessen.

Die neue Kirche ist ein Edelstein unter den Kirchen Südafrikas. Sie ist von schönem Schiefergestein an Ort und Stelle erbaut. Das weite Innere gibt jetzt den Gläubigen genügend Raum, während sie früher zum großen Teile im Freien stehen mußten. Die gemalten Glasfenster, das Geschenk gutherziger Wohltäter in Wien, verleihen dem Kirchenraum wunderbaren Eindruck. Der Hochaltar, ein Muster edler Einfachheit, nimmt das Auge des Besuchers gefangen, sobald er das Innere betritt. Auch die beiden Seitenaltäre und die Kanzel sind von Concret geformt. Der nette Glockenturm fügt eine weitere Bierde zur Kirche hinzu und macht sie zu einem Landmarkzeichen für den ganzen Distrikt.

Soweit das „Southern Cross“, das über alle ähnlichen Fortschritte in Kirche und Mission Südafrikas berichtet. Glücklicherweise kann es fast in jeder Nummer das Bild einer neuen Kirche oder Missionskapelle aus den 20 Vikariaten und Präfecturen bringen. Allenthalben betätigt sich der Baueifer, soweit nur immer die beschränkten Mittel reichen. Das Wochenblatt macht im neuen Jahrgang selbst fleißig Missionspropaganda



Bergfriedhof

Allerseelen

Zage nicht am Allerseelentag,
Wenn du der Toten denkst in banger Klag',
Denk' lieber an ein glücklich Wiederseh'n,
Denk' lieber an ein glorreich Aufersteh'n!

Wo dann das Kind die Eltern sein umfaßt,
Der Mann, die Gattin frei von Sorgenlast;
Wo frei wir sind und glücklich ohne End',
Und für die Ewigkeit nicht mehr getrennt.

So harre aus die kurze Spanne Zeit,
Wenn du erschöpft auch bist, der Weg dir weit:
So sei ein Garbensammler nur noch heut',
Den Lohn hast du in alle Ewigkeit!

Marianne Freiin v. Dreifann.

unter den Weißen, die bislang nicht allzuviel Interesse an der Glaubensverbreitung unter den Schwarzen gezeigt haben. Der südafrikanische National-Direktor Father John O'Rourke, sorgt für beste Ausfüllung der eigens eingerichteten Missionsseite im Southern Cross. Allwöchentlich folgen begeisterte Aufforderungen zur allseitigen Missionsbeteiligung an die Katholiken. Packende Beispiele aus den Missionen der ganzen Welt und Zeit. Speziell aus afrikanischen Missionen, wie z. B. ärmste Eingeborene im Süden heroische Opfer für die Mission, für Kirchenbau und Schulen bringen. Diese „Mission Page“ des Hauptorgans stellt einen wirklich glücklichen Gedanken zur Förderung des Missionsgeistes im eigenen Lande dar. Ein Überblick über den Gesamtinhalt des südafrikanischen Blattes und Stichproben aus dem reichhaltigen Text, zumal von der genannten Extraseite, werden in einer späteren Nummer den Lesern des Vergißmeinnicht willkommen sein. O. O.

St. Peter in Afrika

Du bist Petrus, der Felsenmann,
Auf dich ist meine Kirche gebaut,
Die der Hölle Macht nicht überwinden kann;
Des Himmels Schlüssel sind dir vertraut!

Sanft Petrus hat persönlich wohl nie afrikanischen Boden betreten. Auch sehr wenige seiner 250 Nachfolger. Doch die vom König aller Völker auf dem Felsen erbaute Kirche erhob sich in Nordafrika schon in den ersten Jahrhunderten zu hoher Blüte und Lebenskraft. Die übrige Ländermasse des dunklen Erdteils mußte ihr Licht freilich sehr lange entbehren. Erst in unseren Tagen wird das unvergängliche Erbe Petri den Afrikanern zuteil. Was der Apostel Christi in seinem ersten Briefe an die „Fremdlinge von Asien und Bithynien“ schreibt, die „gemäß dem Ratsschlusse des Vaters und durch die Heiligung des Geistes zum Gehorsam und zur Besprengung mit dem Blute Jesu Christi bestimmt sind“, das erfüllt sich nun auch an den Stämmen in der Zerstreuung von Afrika. „Durch Gottes Kraft werden sie mittels des Glaubens bewahrt für das Heil, das am Ende der Zeiten offenbar werden soll!“ Ganze Länder und Völkerschaften erfahren jetzt die „große Barmherzigkeit Gottes, der sie durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten wiedergeboren hat zu lebendiger Hoffnung, zu einem unvergänglichen, unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das im Himmel für sie aufbewahrt wird.“ So der heilige Petrus.

Wenn der moderne Mensch den uralten und ewig neuen Schatz des Christentumes richtig erfassen und geziemend werten will, muß er in die Schule der Apostel gehen. Sanft Petrus und Paulus, Johannes und Matthäus künden ihm in quellfrischer Deutlichkeit die unwandelbare Wahrheit und das apostolische Glaubensgut behält seinen vollen Wert bis zum jüngsten Tag. Durch die Bewährung der Jahrhunderte und Jahrtausende steigt noch die Kostbarkeit des Schatzes. Die christlichen Völker des Abendlandes sollen ihn durch die Aktion der katholischen Missionen allen Bewohnern der Erde übermitteln.

Für die Afrikaner insbesondere trat noch ein anderer heiliger Petrus mit außerordentlichem Eifer ein, der Apostel der schwarzen Sklaven. Nach ihm ist ferner die providentielle St. Petrus Claver Sodalität benannt, heute die erfolgreichste Hilfsmacht in der Katholisierung Afrikas. Ebenso wichtig ist das Päpstliche Werk vom hl. Petrus zur Heranbildung

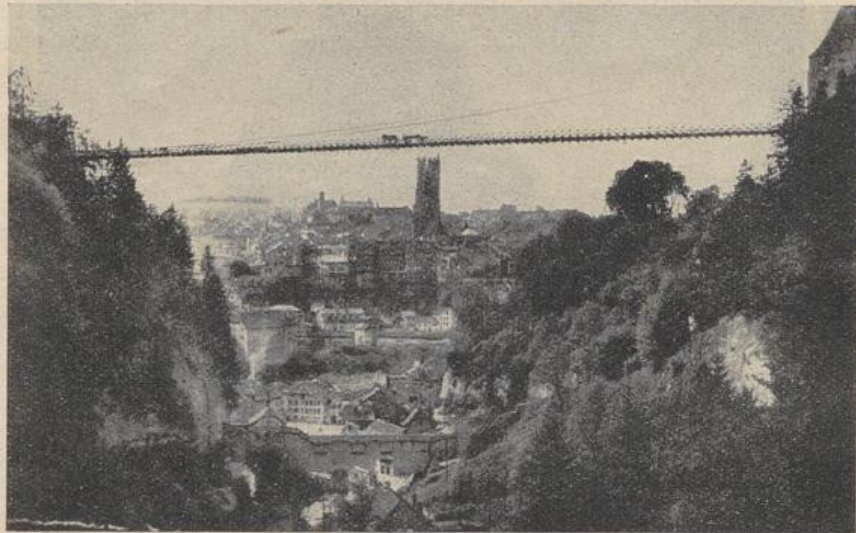


Der hl. Petrus Canisius

eingeborener Priester. Unter den Missionaren, Missionsbrüdern und Katechisten Afrikas tragen Hunderte den Namen des Apostelfürsten. Sie alle bauen mit an der Kirche auf dem Felsen unter der Schlüsselgewalt des hl. Petrus. Vom Kap bis Kairo und von Zanzibar quer durch den Kontinent sind bis heute schon nicht wenige Missionsstationen, Missionskirchen und Kapellen dem ersten Apostelfürsten geweiht. Unter diesem Namen gibt hier auch ein ergrauter Afrikamissionar den verehrten Bergheimlesern die Entstehungsgeschichte einer Missionskapelle in Südafrika bekannt. Dieser auch als Schule dienende Vorposten besitzt einen

wahrhaft idealen Bauplatz, einen prachtvollen Hügel inmitten hoher Berge und einer bedeutenden Eingeborenen-Station. Der alte Missionar erzählt:

Die Anfänge unserer Mission unter den hiesigen Schwarzen liegen nun schon viele Jahre zurück. Unsere, der Königin der Apostel geweihte Hauptstation, konnten wir allmählich mit einem Kranze kleinerer Außenplätze umgeben, wie die Fests eine Festung umgeben. Jede wohleingerichtete Missionsstation gleicht auch wirklich einer Felsenburg des wahren Glaubens, inmitten des Heidentums und hier auch von verschiedensten Sekten umgeben. Unsere 12 kleinen Fests wollen wir mit den Namen der zwölf Apostel belegen und mit der Zeit vielleicht von allen eine dem Geschmacke



Freiburg in der Schweiz

der Leser entsprechende Schilderung geben. Wenn sie die tatsächlichen Einzelheiten kennen lernen und sehen, unter welchen Schwierigkeiten solche Außenposten zustandekommen, werden sie den Wert der Missionsfests richtig einschätzen. Zumal, wenn sie vielleicht durch großmütige Spenden mitgeholfen haben, der Apostelkirche in Afrika einen neuen Vorposten zu sichern.

Lange Jahre hatten wir uns bemüht, in der Eingeborenenreserve Nr. 2 von der Regierung und den Chiefs einen günstigen Platz für unsere St. Peters-Kapelle zu erhalten. Mehrere unserer Neuchristen wohnten bereits in der Gegend, viele Heiden und Andersgläubige ringsum. Ein Minister der englischen Kirche, noch dazu Präsident aller hiesigen evangelischen Missionare, hatte schon die Hand auf die Plätze ringsum gelegt. Nach dem Gesetz muß aber zwischen den einzelnen Missionschulen und Kapellen eine Mindestdistanz von drei Meilen sein. So zogen sich die Verhandlungen Jahre in die Länge bis uns endlich der Felsenhügel zugesprochen war, wo heute „St. Peter in Afrika“ steht. Die Sorge für den Bau wurde mir übertragen und ihr könnt nun an einem Beispiel sehen, wie ein Missionsfort zustandekommt.

Der Bauplatz an sich ist hier einfach großartig. Ein mit dünner Humusschicht überzogenes Felsenplateau in beinahe wasserrechter Lage ohne Gefäll. Ganz St. Peter in Rom könnte hier stehen und böte von den Ber-

gen ringsum einen prachtvollen Anblick. Leider hat der Ort einen großen Nachteil: Er ist für jedes Fuhrwerk unzugänglich, wie so oft in Südafrika. Also bereits das zweite oder dritte Bauhindernis für unsere „Peterskirche“! Günstig hinwieder ist die Wasserfrage. Feine Quellwässerchen können ohne große Arbeit auf den Bauplatz geleitet werden. Das ist schon sehr viel wert. Aber wo ist das Baukapital? Es soll zuerst eine Kapelle und dann eine Schule errichtet werden. Für den Anfang muß die Kapelle als Schule mitdienen. Die Schwarzen auf dem steinigen Gelände der Re-



Sterbezimmer des hl. Canisius, Freiburg i. Schweiz

serve 2 sind arm und die Kasse daheim nichts weniger als reich. Doch alles will zusammenhelfen. Schon wurde eine Versammlung gehalten und die Frauen und Mädchen, Christen, Katechumenen und Heiden haben sich bereit erklärt, Deckstroh für das Kapellendach zu liefern. Das ist eine besondere Sorte afrikanischen Grases in Höhe von 1—2 Meter, in der Reife schön weißgelb und für Dächer besser als z. B. Roggenstroh. Unter den Schwarzen sind Meister im Decken und gute Arbeit hält dann 20—30 Jahre aus. Ein solches Dach wird „St. Peter“ bekommen!

Aber die Wände des Hauses? Am Orte ist kein Baumaterial und von der Ferne kann es nur mit größter Mühe herbeigeschafft werden. Die Mission liegt 10 Meilen nördlich. Ziegelmachen ist ohne Brennstoff unmöglich und Steine aus dem Felsen brechen noch unmöglicher. Man einigt sich auf einen „Säulenbau“ mit Veranda. Die Mission wird aus den selbstgepflanzten Wattelanlagen Stämme, Stangen und Stecken liefern. Diese werden auf Ochsenwagen bis an den Rand des Bautalkessels gebracht. Von hier müssen die Leute alles auf Schulter und Kopf fast zwei Meilen weit in die Tiefe tragen. Der Bau braucht 50 Säulen, je ca. 1 Zentner schwer. 60 Stangen für den Dachstuhl und 500 Stecken als Strohlatten. Die vier Türen und zwölf Fenster besorgt die Missionschreinerei. Eines frühen Morgens bricht die Baufolonne nach St. Peter auf. Drei Ochsenwagen mit Fuhrleuten, obigem Baumaterial, Proviant, zwei Arbeitern und meiner Wenigkeit. Ich bin zum Baumeister der Peterskirche befördert worden. (Schluß folgt).

Mariannhiller Nachruf

Wieder ist einer der ältesten Mariannhiller heimgegangen und zwar am Lieb Frauentage Maria Heimsuchung, 2. Juli 1935: P. Robert Dünzenhofer. Der 76 jährige Missionspionier hatte vor 54 Jahren noch die Lage von Dunbrody gesehen und verbrachte sodann mehrere Jahre im Trappistenkloster Mariaawald. Nach Afrika zurückgekehrt, wirkte Pater Robert auf verschiedenen Missionsplätzen in Natal, Ost-Grigqualand und Rhodesia. In den neunziger Jahren versah er namentlich das im Werden begriffene Ntimbankulu, eine bedeutende Filiale von Otting, das heute zu einer Hauptmission entwickelte Maria-Trost. Hier machte sein Dienst-eifer die Strapazen der Neugründung mit und seine kraftvolle Natur fand ein entsprechendes Betätigungsfeld.

Nach Otting und Maria-Trost übernahm Pater Robert die Station Siteaux bei Hiltop und Pionierarbeiten in Süd-Rhodesia. Sodann wiederholt arbeitsreiche Hilfsposten in Grigqualand, namentlich Lourdes. Dort brachte er viele Jahre zu, bis Alter und Krankheit ihn nötigten, von der aktiven Missionstätigkeit zurückzutreten. In den 40 Dienstjahren konnte der Heimgegangene an mehr als 20 Plätzen, Kirchen, Kapellen und Schulen tätig sein. Im Predigtamte kam ihm seine außerordentlich kraftvolle Stimme sehr zustatten. Sie konnte einen soliden Lautsprecher in Deutsch, Englisch, Französisch, Zulu und Xosa ersetzen. Leider beeinträchtigte ein Herzfehler fast lebenslang den äußeren Tätigkeitsdrang. Das Bergsteigen zumal bedeutete für Pater Robert eine schwere Anstrengung. Im April 1912 schon hätte es ihm beinahe das Leben gekostet. Damals war auf einer Filiale der Station Reichenau ein Missions-Bergfest, die feierliche Einweihung eines mächtigen Kreuzes auf dem Gipfel des Zulumane. Am Fuße des Kreuzes fand ein levitiertes Hochamt statt und Pater Robert war vom benachbarten Lourdes als Diakon geladen. Als Zelebrant fungierte der Mariannhiller „Erz-Senior“ Pater Joseph Biegner. Die Missionare und zahlreiches Volk waren bereits auf dem Berge versammelt, nur der herzleidende Diakon fehlte. Nach zweistündigem Aufstieg langte er fast ohnmächtig auf der Höhe an und konnte erst nach längerer Pause mit äußerster Mühe den Dienst versehen.

Umso gewaltiger erscholl seine Stimme bei Feiern im ebenen Tal. Die gesungenen Hochämter des Pater Robert werden noch lange Zeit im Gedächtnisse der Bewohner haften. Nach dem 60 ten Lebensjahre versagte allmählich auch dieser sonore Lautsprecher und wie die Hände begann auch die Sprache zu zittern. Der sonst so mobile Missionar vermochte sich auch nicht mehr in den Sattel zu schwingen. Nach abermals fünf Jahren mußte er die Fortsetzung der Arbeiten einer jüngeren Kraft überlassen. Überdies zwang ihn ein hartnäckiges Blasenleiden zum Rückzug ins Mariannhiller Spital. Hier begann eine längere zeitweilig sehr schmerzvolle Kränklichkeitsperiode. Gleichwohl übte Pater Robert immer noch priesterliche Funktionen aus. Nicht sehr lange vorher hatte er bereits sein Priester-Jubiläum gefeiert in der Mission, die nun für ihn sich zum Ende neigte.

Im Oktober 1934 mußte sich der Kranke einer gefährlichen Blasenoperation unterziehen. Später ein zweitesmal mit leidlich gutem Erfolg. Das Leben war noch für einige Zeit gerettet, aber zu einer Spanne von

Mühsal und Schmerz geworden. Der Leidende und seine Wärter hatten Monate lang Schiveres durchzumachen. Im Juni 1935 schien eine Besserung des peinvollen Zustandes einzutreten; leider von kurzer Dauer. Akute Verschlimmerung setzte ein, wovon ihn der Tod am schönen Marien-tage der Heimsuchung erlöste. Möge die huldvolle Mutter der Gnaden seine Seele zum ewigen Frieden einführen nach mehr als 50 Jahren Or-dens- und Missionsleben unter dem Kreuz des Südens!



Mariannhiller Missionare. † P. Robert Dünzenhofer (X)

Nun ruht der greise Pionier ebenfalls auf dem Mariannhiller Fried-hofe, in der Reihe der Priester als der 36 te unserer Kongregation, auf ihrer allgemeinen Totenliste aber als der 238 te aller bisher Verschiedenen.

Der Herr gebe seinem Diener die ewige Ruhe, das Licht der Glorie leuchte ihm! Herr lasse ihn ruhen in Frieden! Amen. o.

Die heilige Kirche bringt ihren Glauben an das Miterlösen durch Maria dadurch zum Ausdruck, daß sie dem großen Leidensfreitag des Herrn den Schmerzensfreitag der Passionswoche vorangehen läßt. Durch diese Mittätigkeit an der Erlösung hat Maria nach Gott das heiligste und um-fassendste Anrecht auf die Seelen der Heiden, sie ist ihre Königin und Mutter. Daß das kein leerer Titel ist, hat Maria durch die Tat bewiesen.

Die ganze Menschheit ist auf Gedeih und Verderb aneinander gekettet. Da gibt es nur eine Rettung vor dem drohenden Untergang: Christus und seine Kirche. Soll die Menschheit gedeihen, muß die ganze Erde ein Missionsfeld der Kirche werden.

Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kahser

(Fortsetzung)

„Da werde ich meine Reise nach Starnberg aufschieben und meinen Kollegen schicken. Mein Mütterchen ist mir denn doch wichtiger als wissenschaftliche Tagungen und Kommerse. Ich bleibe hier!“

„Du bleibst nicht hier! Du gehst nach Starnberg, daß du mal wieder andern Wind um die Nase kriegst! Nun mach nicht so ein knitterig Gesicht und sei gehorjam!“

Der alte gute Schalk kribbelte ihr um die Mundwinkel.

„Du, regelrechte Diktatur, gestrenge Frau Mama? Ich armer Kerl! Da soll ich nun gehorjam nach Starnberg reisen, und du rüdst mir derweilen nach St. Petrus ab! Dann sage ihm aber, daß der Hans unschuldig ist.“

„Werd's ausrichten. Nun mach', daß du fortkommst, ehe ich die erste Ohnmacht bekomme.“

Sie wollte ihn zur Tür hinauschieben. Er aber stellte den Fuß zwischen Tür und Angel, setzte seine starkste Amtsmiene auf zog den Rezeptblock aus der Tasche und begann zu schreiben.

„Geh, dummer Bub,“ wehrte sie lachend. „Wofür hat unsere Theres Fliedersee und Tausendgüldentraut, fünf Jahrgänge? Ich will mir ein Täßchen aufschütten lassen. Das macht ihr für drei Wochen Spaß. Nun geh, geh!“

„Wenn ich dir denn so zuwider bin, dann in Sanct Peters Namen! Gehab' dich wohl! Wenn's geht, komme ich aus der Klinik noch vorbei. Der Zug fährt ja erst um halb drei! Sonst bis morgen!“

„Ja, ja, Sorge dich nur nicht. Ich werde nicht allein sein.“

Er ging, kehrte aber noch einmal zurück und gab ihr einige praktische Ratsschläge. In seinem Gesicht war Sorge. Seine Mutter war noch nie krank gewesen.

Endlich ging er, sah aber in der Tür noch einmal um und schlug, als sie ihm mit dem Finger drohte, die Haustür hinter sich zu.

Raum war er zur Tür hinaus, da schickte Frau Reinert ihre alte Theres mit einer Botschaft zur blauen Villa, daß Fräulein Morlano zu ihr kommen möge, da sie bis morgen allein sei und sich nicht wohl fühle.

Nach einer halben Stunde war Melitta bei ihr.

„So, Kindchen, nun machen wir uns einen gemütlichen Tag,“ empfing sie den lieben Besuch erfreut. „Gut, daß ich meinen Jungen weggekniet habe. So ein

munterer Abend bei seinen Kollegen wird ihm guttun. Er ist mir viel zu sehr Pflichter, Pflichtmensch geworden. Meinen Sie nicht auch?“

Melitta nickte nur und streifte flüchtig ein Pastellbild, das den jungen Primaner Hans Reinert mit seinen beiden Schwestern Inge und Marlies zeigte.

„Aber, Kind, Sie sind auch so ernst. Ich sehe doch so gerne Ihre niedlichen Grübchen.“ Mütterlich faßte die alte Dame das errötende Mädchen Gesicht zwischen ihre beiden Hände und sah es forschend an.

„Das mag die Pflege tun. Unsere Hanna war sehr krank. Aber sie ist wieder auf den Beinen, längst schon,“ beschwichtigte sie, als sie die Sorge in Frau Reinerts Augen sah.

„Und ich alte Egoistin hole Sie der guten Seele weg!“ schüttelte sie den weißen Kopf. „Im übrigen hätten Sie eine Schwester zur Pflege nehmen sollen. Sie sind zu jung für viel Nachtwachen.“

Melitta wehrte ab: „Nein, nein, als ich vor zwei Jahren Scharlach hatte, ist Hanna nicht von meinem Bette gewichen, ob schon Schwester Meletis gerne bei uns geblieben wäre. Ich freute mich, daß ich ihr ihre Aufopferung ein klein wenig vergelten konnte.“

„Sie liebes Seelchen! Aber nun wollen wir einmal wieder ein wenig Musik hören, gelt? Sie tun's mir alter Frau zuliebe. Aber erst wollen wir uns noch ein bißchen erzählen. Von sich sollen Sie mir plaudern, kleine Einsiedlerin.“

Melitta froh ein unerklärliches Bangen ans Herz. Was mochte es mit Frau Reinert sein? Sie kam ihr verändert vor. Sie sprach hastig, sprunghaft. Ihre Hände, die auf der Sofa lehne lagen, zitterten kaum merklich. In ihren sonst so ruhigen Augen war eine Unrast, die sie sonst nicht an der immer Ausgeglichenen kannte.

Melitta erzählte in ihrer süßlichen Lebhaftigkeit von dem kleinen Geschehen und Tun ihres stillen Alltags. Und spielte dann der alten Dame, die merkwürdig still geworden war, ihre Lieblingsstücke von Wagner.

Als es anfing zu dämmern, stand sie auf und trat zu ihr an den Sessel.

„So, nun müssen Sie aber ein wenig ruhen. Ich mache Ihnen unterdessen Ihren Tee fertig und was Sie sonst noch gerne haben. Kommen Sie, hier ruhen Sie besser.“

Sie nahm die schon halb Schlummernde um die Schultern und nötigte sie auf die Chaiselongue, legte ihr einen warmen Schal um die Schultern, eine Decke über die Füße und wandte sich zur Küche, wo Theres am Abendbrotrichten war.

Da fühlte sie wieder die vorige Unruhe. Frau Reinert war so merkwürdig still gewesen. Sie kehrte um und beugte sich über sie.

„Wie ist Ihnen jetzt, Frau Reinert?“ fragte sie leise und griff nach ihrer Hand. Wie müde der Puls hinfuhr! „Wollen Sie lieber ein wenig schlafen? Dann gehe ich so lange zu Theres in die Küche. Oder ich setze mich mauschenstill zu Ihnen.“

Frau Reinert griff zu Melittas Hand und preßte sie krampfhaft.

„Bleib hier, — Marlies! — Ich bin so müde ... müde ... müde ...“

Melitta fühlte sich blaß werden. Marlies —? Wer war das? Redete die alte Dame irre, oder träumte sie? Guter Gott, sie würde doch nicht — sehr krank sein. Sie hatte bei dem letzten Bergstieg über Herzschmerzen und dumpfen Kopf geklagt, dieses aber ihrem Sohne tapfer verschwiegen.

Sie legte das Ohr auf ihre Brust und lauschte angestrengt dem Herzschlag. Er war kaum vernehmbar.

In jäher Angst lief sie zur Küche und holte die alte Theres.

Die schlug die Hände zusammen. „Ach, Herrje! Das ist wieder wie am Johannis-tag. Da hat sie's auch gehabt. Und auch sonst schon manchmal. Aber ich durfte ja dem Herrn nichts sagen. Heilige Notburg, wenn ich nur den Weißdorntee so fix finde!“

„Bleiben Sie nur so lange hier, ganz ruhig. Ich bin sofort wieder hier.“ Melitta eilte in die Küche und holte Wasser und ein Tuch für Aufschläge. Als sie wieder hereinkam, wäre ihr beinahe die Schüssel entfallen. Sie sah, wie Frau Reinert blaß wurde und aufspringen wollte, eine suchende Unrast in den Augen.

Sie stellte alles hin und eilte zu ihr. Eine heiße Angstwelle stieg ihr bis zum Halse. Gott im Himmel, wenn das ... So hatte es ihr Ruth jüngst von der alten Mutter einer Lehrerin erzählt, die vom Brotdaßen in die Ewigkeit gegangen war.

Sie hörte die alte Dame abgebrochen murmeln von Inge und Beate — es mochten ihre Töchter oder Schwiegertöchter sein. Und — von ihrem Hans, dessen Namen sie immer wieder zärtlich flüsterte. Und — Melitta fühlte ihr Herz erzittern. Immer flüsterte sie auch mit halben Lauten ihren, Melittas, Namen — in Verbindung mit dem ihres Sohnes.

„Ich bin so allein — hab' sie so lieb. — Ja, ja, — sie ist gut — gut — wie Ruth!“

Die Kranke schlug die Augen auf und sah Melitta an, aber ihr Blick war fremd.

„Wo ist Hans?“ fragte sie matt. „Inge, Hans soll kommen. — Ich muß es — ihm sagen.“

Sie schloß todmüde die Augen, strebte aber bald wieder auf. Der Blick, mit dem sie Melitta ansah war wie gebrochen. Im Aufwallen heftigen Schmerzes schlang das junge Mädchen die Arme um ihren Hals und schluchzte angstvoll.

„Mutter, bleib bei mir! — Ich hab ja keinen Menschen mehr — auf der Welt! — Mutter!“

Erschrocken vor ihrer eigenen Stimme sah sie sich scheu um, ob keiner den Ausbruch ihres Wehs gehört hätte, — und fühlte schwindelnd alles Blut zum Herzen jagen. Hinter ihr stand Dr. Reinert. Er mochte, von Theres herbeigeholt, eben hereingekommen sein und hatte sicher alles gehört.

In ihrer hilflosen Scham wußte sie nicht, was anfangen. Da trat er zu ihr, nahm ihr die Mutter, die wieder ganz ruhig geworden war, aus den Armen und legte sie in die Kissen. Dann griff er das weinende Mädchen bei der Hand und führte es stützend zu einem Sessel.

„Ruhig, ruhig, liebes Kind! Das wird alles wieder gut!“ sprach er mit weicher, beruhigender Stimme. Dann ging er zu seiner Mutter.

Melitta legte das heiße Gesicht auf die Sessellehne und weinte ihr Leid in sich hinein. Da starb nun diese Frau, die so muttergut zu ihr gewesen war. Der Gedanke trallte sich voll Weh in ihre Seele. Aber er — er hatte gesagt: „Liebes Kind!“

Klopfenden Herzens lauschte Melitta auf jeden Laut vom Krankenlager. Reinert war ganz Arzt. Seinen und seines Kollegen Bemühungen gelang es nach einer Weile, die Kranke zu beruhigen und das Schlimmste abzuwenden.

Reinert war länger, als er gedacht, in der Klinik aufgehalten worden. Die Fahrt zum Arzteabend nach Starnberg hatte er aufgegeben, weil er die Unruhe um die Mutter nicht loswerden konnte. Aber dieses hatte er nicht geahnt.

Wider alles Erwarten erholte sich Frau Reinert nach einiger Zeit. Der Herzschlag wurde wieder kräftiger. Nach und nach kehrte auch in ihr Gesicht etwas Leben und Farbe zurück. Gegen neun Uhr blickte sie klar um sich und mühte sich, sich auf das Geschehene zu besinnen.

Da sah sie Melitta, die immer noch still und blaß in ihrem Sessel saß.

Mit einer matten Bewegung winkte sie das junge Mädchen zu sich. Reinert trat ein wenig beiseite, als Melitta ans Lager trat und sich über die Kranke beugte.

Leise streichelte sie Melittas Hand „Kind, wenn ich dich nicht gehabt hätte!“ Melitta wurde verwirrt, da Frau Reinert, wohl unbewußt, das trauliche „Du“ gebrauchte. Vielleicht dachte sie auch immer noch, daß sie Inge oder Marlies wäre.

„Ist es denn nun wieder besser? Wir hatten große Sorge um Sie,“ sagte Melitta leise.

„Mir ist wohl. Ich dachte, — ich wäre gestorben.“ Es klang sehr müde, und die Augen fielen ihr wieder zu.

Da verlangte Melitta heim.

„Warten Sie noch eine Viertelstunde, Fräulein Morlano. Um neun Uhr will

ströme, ließ sie kein Wort herausbringen. Er sah ihre Verwirrung und bemerkte zum ersten Male, wie rührend schön sie war, besonders jetzt, wo noch die Spuren der ausgestandenen Angst auf ihrem Gesichtchen lagen.

Er bot ihr den Arm, als er mit ihr der blauen Villa zuing. Melitta fühlte einen Strom seliger Geborgenheit ihr ganzes Sein durchfluten. Sie schloß dann und wann die Augen und überließ sich ganz seiner Führung. Sie sprachen wenig unterwegs. Als er sich am Gartentor verabschiedete, drückte er noch einmal ihre Hand.

„Werden wir Sie nun öfter bei uns sehen? Sie machen mir und meiner Mut-



Vier Matronen, zusammen wohl über 300 Jahre alt. Es war keine leichte Sache, diese in ihrem hohen Alter zu unterrichten. Alle vier wurden von Hochw. P. Gräter getauft. Jene, die gerade eine Prise nimmt, war früher eine Zauberin

Schwester Melitis hier sein. Sie wird im Augenblick kommen. Dann begleite ich sie heim, wenn Sie nicht vorziehen, heute nacht hier zu bleiben.“

„Danke, aber ich muß fort, Hanna würde sich Sorge machen.“

„Nun, dann, wie Sie wollen. Und, Fräulein Melitta, was Sie meiner Mutter heute getan haben, kam ich Ihnen niemals vergelten. Da muß es schon der Herrgott tun.“

Er hielt ihre Hand so lange und so fest in der seinen, als habe er erst jetzt entdeckt, daß die kleine Melitta Morlano auch ein ganzer, geltender Mensch sei. Sie ließ ihm ihre Hand, das jähe Glücksgefühl aber, das ihr durch die Adern

ter wirklich eine Freude und nehmen mir dazu die große Sorge ab um Mutter's einsame Stunden.“

Er hielt ihre Hand fest und wartete auf eine Antwort.

Aber es kam keine. Reinert fühlte die weichen Finger in den seinen beben.

„Fräulein Melitta, ich möchte eine Antwort. Werden Sie kommen?“

Fast tageshell lag das weiße Mondlicht auf dem stillen See. In schwermütiger Größe hob sich die Silhouette der alten Burgruine oberhalb der blauen Villa gegen den klaren Himmel ab. Im weißen Licht sah Reinert das blasser Mädchen gesicht sich scheu zu ihm heben, aber gleich wieder senken. Er fühlte ein Drän-

gen, diesem hilflosen Menschenkinde Halt und Schutz zu sein, dieses zage, verschüchterte Seelchen zum vollen Leben zu wecken, — auch um seiner Mutter willen.

Ihm war, als hörte er wieder ihre halb-bewusste Klage: „Ich bin so allein! — Sie ist so gut! — So gut wie Ruth!“

Immer noch hielt er fest die kleine, bebende Hand. In plötzlichem Impuls sprach er weich:

„Melitta!“

Ein Schauer ging ihr durch Herz und Blut. „Melitta“ hatte er gesagt. Mit einem Ruck aber entzog sie ihm ihre Hand.

„Warum quälen Sie mich so, Herr Doktor, wo Sie doch wissen, daß ich nicht kommen kann?“ stieß sie heraus.

„Und warum nicht?“ quälte er sie bis zum äußersten.

Da sah er es um ihren Mund zucken. Er mußte an sich halten, um das junge Kind mit seiner ganzen heillosen Verwirrung nicht in seine starken Arme zu nehmen und zu seiner Mutter heimzutragen. Er wußte, die würde an dieser Freude gesunden.

Melitta spürte kaum mehr Boden unter den Füßen. Sie fühlte ihre Selbstbeherrschung schwinden. Wenn er nicht bald Erbarmen mit ihr hatte, dann mußte sie hart werden — oder ihm ihre Schwäche verraten. Sie rief all ihren Stolz zu Hilfe und sagte unsicher: „Unsere Hanna ist noch schwach von der Krankheit. Ich lasse sie nicht gerne allein. — Vielleicht geht es Ihrer Frau Mutter auch bald wieder besser.“

Ein Lächeln wetterleuchtete über sein Gesicht, und wie ein Bliß fuhr der Gedanke durch seinen Sinn: „Warum habe ich Ruth Hektor kennen müssen?“

„Nun, dann müssen wir eben zu Ihnen kommen. Darf meine Mutter ihren Sohn einmal mitbringen? Melitta, darf sie?“

In dem leuchtenden Blicke, der ihn traf lag tausendfache Gewährung.

„Grüßen Sie noch einmal Ihr Mütterchen!“ sagte sie leise. Und war weg, im Portal verschwunden.

Er ging nachdenklich heim und setzte sich ans Lager der Mutter. Schwester Melitta, die schon zwei Nächte kaum zur Ruhe gekommen war, schickte er schlafen und übernahm die Wache selbst.

Im Mitternacht erwachte die Kranke aus ruhigem Schlummer. Sie suchte seine Hand und streichelte sie. Sah ihn an und lächelte: „Mein lieber Junge!“ So tat sie immer, wenn sie mit ihm zufrieden war. —

An den Erkern der blauen Villa blühte die Klematis in letzter, todgeweihter Schönheit. Es war bereits Mitte Novem-

ber, und noch hatte der Natur kein Raubreif das letzte Lächeln vom Antlitz genommen. Sogar die späten Rosen waren unter dem glutvollen Drängen der Sonne noch zu leuchtendem Blühen erwacht.

Dr. Reinert fuhr mit seiner fast genesenen Mutter und dem Wernerschen Paare den See entlang zur „Villa Melitta“, wie der Justizrat die blaue Villa umgetauft hatte.

Ruth hatte nicht mitgekonnt, da ein mehrtägiger Arrest sie ans Haus bannte. Von einem Ausfluge, den sie mit den kleinen Insassen der Kinderbetreuungsanstalt machte, war sie als Patientin heimgekommen.

Der „Literstoffer“, ein bodenlos verkommenes Subjekt, hatte die „bisher ungerächte Schmach und Unterdrückung seiner Kunst“ endlich an dem „hochnäsigen Faulenzerpapier“ austragen zu müssen geglaubt. Als ihm der Wernersche Wagen an einer Waldbiegung begegnete, hielt er seine große Stunde für gekommen, zog seine alte Wildererbüchse und gab blindlings ein paar Schüsse ab, die Ruths Schulter streiften und den nach seiner Heldentat an allen Gliedern schlotternden Stoffer für eine schöne Zeit in Nummer Sicher brachten.

Der Schuß war ungefährlich. Er hatte Ruths Herzen weher getan als der Schulter. Stoffers Frau, eine arme, mißhandelte Dulderin, war ihr Sorgenkind gewesen, jahrelang, ehe sie der Herrgott aus ihrem irdischen Fegfeuer erlöste. Kein Tag, daß Ruth der Armisten und ihrem Kinde, einem halbblöden zehnjährigen Nichtsnutz, nicht irgend etwas Gutes getan hatte. Und nun dieses! Das tat weh.

Dr. Reinert, den Justizrat Werner ohne Ruths Wissen eilig herbeigerufen, betrat nach langer Zeit zum ersten Male das Wernersche Haus wieder. Einen Verband hatte Schwester Melitta schon angelegt, und die medizinische Autorität hatte nichts zu tun als mit Amtsmiene einige Tage Arrest und durchgängige Einschränkung „Ihrer selbstmörderischen Tätigkeit“ zu diktieren.

„Das letzte muß mir der gestrenge Herr Diktator aber selbst zuerst vormachen,“ wehrte lächelnd die Patientin. Wer war das wohl, der gestern und vorgestern und an weiß Gott wie vielen Herrgottstagen seiner Frau Mama das ledere Mittagessen stehen ließ, der in der Diphtheriezeit tagelang nicht aus den Kleidern kam, der gestern noch zur Geisterstunde der alten Krämerdore Stredverband anlegte usw.?

Er lachte „Allgegenwärtig und allwissend! Sie grausame Gewissensforscherin! Also acht Tage! Und dann dürfen Sie wieder den ersten Spaziergang machen. Zur blauen Villa ist's nicht weit. Scha-

de, daß Sie heute nicht mitkönnen. Meine Mutter macht ihren ersten Ausflug."

"Allein?"

Ein atemloses Fragen war in Ruths Augen. Er sah sie fest an und sprach zögernd: "Die medizinische Obacht muß natürlich mit dabei sein. Ich werde Mutter in Zukunft nicht mehr allein weglassen dürfen. Die Verkalkung ist weiter fortgeschritten, als ich ahnte. Eine Gehirnaffektion ist in Kürze oder Länge nicht ausgeschlossen. Und deshalb ..."

Er wandte sich weg. Es war eine Rauheit in seiner Stimme, die Ruth beklemmte. Melittas Gestalt in ihrem ganzen Jugendliebreiz tauchte vor ihr auf, daneben ihr eigenes ernstes Profil im gegenüberliegenden Spiegel. Sie konnte ihn nicht begreifen. Oder — vielleicht doch ...

"Gott segne Sie, lieber Freund! Grüßen Sie die blaue Villa und ihre liebe kleine Herrin!"

Herzlicher als je erwiderte sie seinen Händedruck. Dann ging er. —

Melitta stand am Turmfenster und spähte in zitternder Unruhe nach dem erwarteten Besuch. Endlich tauchte der Wernerse Wagen auf. Sie eilte geflügelten Schrittes hinab, und als der Wagen am Portal vorfuhr, kam sie leichtfüßig die Außentreppe herab, um Mutter Reinert zu stützen.

"Wie ein eben erwachtes Dornröschen!" sagte Justizrat Werner und schaute zu Reinert hin, der seiner Mutter rechten Arm nahm, sie dann aber, als er ihre Schwäche bemerkte, kurzerhand auf seine Arme hob und hinaustrug. Melitta folgte ihm leuchtenden Auges. Da die Herbstsonne außergewöhnlich warm schien, blieben sie auf der Altane.

"So, Mädchen, heute will ich Ihnen aber keine Dummheiten machen. Sind Sie mir noch böse drum?" sprach Frau Reinert zärtlich zu Melitta, die sich ihm Herbeischleppen von Kissen und Decken nicht genug tun konnte.

"Heute haben wir wenigstens die ärztliche Hilfe gleich zur Stelle," lachte sie errötend zu Reinert hinüber, der mit dem Justizrat an der Brüstung stand und die herrliche Aussicht genoß.

"Mitnichten!" wandte Werner ein. "Heute ist Freund Reinert nur Mensch, einfach Publikum wie wir. Den Doktor hat er daheim im Laboratorium gelassen."

"Mir recht. Die Pflicht kann zuzeiten zum Polypen werden. Das fühlt man, wenn man ihrer Umklammerung mal für Stunden entrinnt," gab Reinert zu, warf sich behaglich in einen Schaukelstuhl und dehnte im köstlichen Freigefühl die Glieder. Nachdenklich folgte er Melittas Fürsorgen, ihren leichten Bewegungen, wie sie ab und zu ging, die letzte Hand

an den Kaffeetisch legte und ihn mit Hilfe des Hausmädchens an Mutter Reinerts Sessel zog. Er hätte sich selbst einen Toren schelten mögen, daß er nicht aufhören konnte, dem unerreichbaren Edelweiß der Alp nachzutauern, wo diese liebevollende Rose einzig ihm blühte.

Melitta sah wieder den alten grüblerischen Ernst über sein Gesicht ziehen und schaute bang zu ihm hinüber, wie sein Blick zu ferner Alpenwelt schweifte. Diesen Zug kannte sie an ihm, fürchtete ihn

Mit zager Stimme bat sie zum Kaffee. Da wandte er sich ihr zu, und sie sah mit Beklemmung das Fremde in seinem Blick. Nach und nach aber atmete sie auf, als sie merkte, wie er immer aufgeräumter wurde und mit seinem geistreichen Humor die kleine Gesellschaft erheiterte. Er schien wie einer, der ein letztes Beengen und Bedenken endlich abgeschüttelt hat und zu einem festen Entschluß gekommen ist.

"Fräulein Melitta, Sie wollten uns ja auch Ihre Rosenkultur zeigen, die neuimportierte," wandte Frau Reinert sich zu der jungen Hausherrin, "Sie wissen, Rosen sind eine der Passionen meines Jungen. Hans, siehst du sie leuchten drüben neben dem Gewächshause?"

"Ah, königlich!" rief er entzückt. "Ich hatte bis jetzt nur eine bemerkt." Melitta erglühte unter seinem Blick.

"So seht euch die Herrlichkeit doch mal in der Nähe an. Wir Alten räumen unterdessen noch etwas in Rosinenstollen und Schlagahne auf," rief Frau Reinert und rührte unterm Tisch an Frau Werners Fußspitze.

Die Alten blieben zurück, die Jungen stiegen langsam die Treppe hinab. Gingen um den Palmengarten, den die junge Hausherrin mit den Gewächsen ihrer sonnigen Heimat bepflanzt hatte.

"Haben Sie die Rosen wirklich so gern?" fragte Melitta, als sie vor den Beeten standen, deren Blüten in letzter Herbstglut leuchteten.

"Schon als Junge wurde ich mit dieser Liebhaberei geneckt. Inge, meine ältere Schwester, hatte eine Reinkultur in Nelfen. Marlies hatte alle Blumen gern. Sie war ein Sonnenkind, im Gegensatz zur ernsten Inge. Nahe unserer alten Apotheke lagen die Ruinen einer alten Botivkapelle. Da hatte ich meine Rosenkultur, die inmitten üppigen Efeus prächtig ausschaute. Ich muß sagen, ich habe manche Jungenfreude an Kirmes- oder anderen Festtagen für ein neuentdecktes Rosene Exemplar geopfert, und der alte, taube Gärtner daheim in unserer Nachbarschaft ist mir noch heute ein guter Freund und trotz seines Methusalemsge-

sichtes für mich ein blühendes Stück Heimat."

Er hatte sich vergessen im Erinnern. Sie sah ihn leuchtend an. Das war eine neue liebe Seite, die sie da an ihm entdeckte, die sie entzückte, sie, das Kind des südlichen Blumenlandes.

Sie betrachteten zusammen die einzelnen Sorten, die noch hier und da auf hohen Stämmen blühten. Melitta wußte sie alle mit Namen. Sie brach von jedem Stamm die schönste für die beiden Damen.

Er sah ihr zu. Aber dann wurde er ernst.

von einer Teerose pflückte, bebt. Er war ergriffen von der Scheu, mit der sie ihr keusches Fühlen vor ihm verschließen wollte.

"Ich hab' sie doch auch lieb, unsere Alpenblume," flüsterte sie, als sein Auge eine Antwort erzwang.

"Ich weiß es. Aber das versichere ich Ihnen: Kein Begehren geht mehr zur Alp. Das Edelweiß soll bleiben, wo es einsam und glücklich ist. Glauben Sie es mir?"

Sie nickte nur, und ein Blick kindlichen Vertrauens traf ihn.

"Darf ich dann der Rosen herrlichste



Hochzeitzug im Matabele-Land

"Fräulein Melitta!"

Alles Blut stürmte ihr zum Herzen. Unsicher sah sie ihn an und barg ihr errötendes Gesicht in den Rosen in ihrer Hand.

"Wollen wir ein wenig durch die Wege gehen? Ich möchte Sie etwas fragen," begann er wieder.

Sie nestelte an ihrem Rosenstrauß und ging gesenkten Hauptes neben ihm her.

"Sehen Sie, Fräulein Melitta, wir haben beide die Rosen lieb. Ich habe aber auch einmal das Edelweiß gerne gehabt, — habe es noch. Vielleicht wissen Sie es. Werde ich um eine Rose, die mir teuer ist, ganz das Edelweiß vergessen müssen? Oder um die ernste Alpenblume die lieblichste der Rosen nicht besitzen dürfen? Melitta, sehen Sie mich an und sagen Sie mir die Wahrheit!"

Sie konnte ihn nicht ansehen. Er sah, wie die kleine Hand, die Blatt für Blatt

liebhabe — und besitze? Melitta, darf ich?"

Er sah sie erwartungsvoll an und zog sie sanft näher.

Da verbarg sie das Gesicht an seiner Brust und weinte leise.

"Melitta, nun sag's mir doch!"

"Warum fragen Sie ... fragst du noch? Weißt's doch schon so lange."

Sie fürchtete durch jeden Laut den süßen Zauber zu zerstören.

"Darf ich das denn — Hans? Weiß ich denn, daß ..."

"... daß du mich liebhaft, wolltest du sagen, gelt?"

Er ließ sie los und schob ihren Arm durch den seinen.

"Komm, Melitta, laß uns einmal ernst über alles reden. Du weißt, daß ich Ruth Heltorf liebte. Es war lange, ehe ich dich kannte. Kannst du es begreifen, was es heißt für einen Mann, eine Ruth Heltorf

lieben — und entsagen müssen? Ich habe ihre Seele, diese seltene Seele, in ihrem köstlichen Wert nicht vergessen können. Ich sage es dir offen: kann es noch nicht. Es mag bitter sein, in diesem Augenblicke von der Liebe zu einer anderen zu sprechen, bitter für dich und auch für mich. Aber, Melitta, wenn du mich ein klein wenig liebhaft, soll dann der leiseste Schatten einer Unwahrheit zwischen uns stehen? Und darum: die, die wir beide lieben, sie wird mir immer teuer bleiben. Aber, Gott sieht und hört mich, dich habe ich lieb, so wie ein ernster, lebensreifer Mann seine Frau liebhat, mit der er in treuer Gemeinschaft den Weg seines Lebens wandern möchte. Und nun sag es mir, ob du der gute Engel meines Lebens, — ob du mein Weib sein willst.“

„Warum fragst du noch? Weißt doch, daß du längst alles auf der Welt für die kleine Melitta bist,“ sagte sie leise und lehnte ihr Köpfchen an seine Schulter. Sie hatte sich gefaßt, und er staunte über den Ernst, der auf ihrem Gesichtchen lag.

„Und du bist mir nicht böse?“

„Wie sollte ich? Unsere Liebe, Ruth! Aber Hans, bedenk', Melitta Morlano ist keine Ruth Heltorf. — An deinem Mütterchen aber will ich's gut machen.“

„Was denn?“

„Daß du mich ein klein wenig liebhaft. O, ich hatte es ja gar nicht erhofft!“

„Liebes Seelchen!“

Er hatte das Gefühl, als ob der Schatten, der so lange auf seinem Wege gelegen, langsam verglitt und, wenn auch nicht einer vollen Sonne, so doch einem schönen Leuchten wich. Er zog Melitta wieder in seine Arme und küßte sie.

Langsam gingen sie zum Hause zurück. Die drei auf der Altane sahen, in der kurzen Viertelstunde hatte sich ein Lebensgeschick entschieden.

Als es dann dunkel wurde und drinnen im blauen Salon die Lampen aufflammten, da verkündete Dr. Reinert im kleinen Kreise, daß es — am selben Abend noch Champagner geben sollte.

Frau Reinert weinte wie ein Kind. Inniger fast als einst ihre Inge und Marlies drückte sie dies ihr Lächterchen in ihre ans Herz. Auch Werners waren sehr glücklich über die endliche Lösung von Melittas Geschick, das ihnen viel Sorge bereitet hatte.

Es war bereits Mitternacht, als man sich trennte. Frau Reinert blieb die Nacht über in der blauen Villa. Werners fuhren bei weißem Mondlicht heim, ihrer Ruth die schöne Botschaft zu bringen.

Ein halbes Jahr später gab es in der blauen Villa eine stille Hochzeit — Dr. Reinert und Melitta Morlano. Es war

ein schönes Paar, der große, stattliche Mann mit dem ernstesten Gesicht, in dem nichts verriet, ob er glücklich sei oder nicht, und die elfenhafte zarte Braut, die ihr großes Glück kaum zu fassen wußte.

Ruth war bei Melitta am Hochzeitmorgen, half ihr das Brautgewand anlegen. Ihre Hand bebte leise, als sie ihr die grüne blühende Myrte ums dunkle Haar wand. Ein Gebet ging durch ihre Seele für dieser beiden Menschen Glück. Immer war noch ein Bangen in ihr um der Freund. Gestern noch hatte sie seinen Blick dunkel, grollend fast, auf sich ruhen gefühlt. Ob er ihr zürnte, daß sie ihm so lange im Wege gestanden? Oder ob er doch nicht glücklich war?

Sie sah den Liebreiz, die süße Anmut, die um diese holde Südlandsblume wob, und sagte sich mit Beruhigung, ein Wesen wie Melitta, das seine Liebe dem Manne seines Herzens täglich neu zu Füßen legt, läßt auch einen Mann wie Reinert nicht lange kalt. Und das wäre gut für ihn, für sie und für dieses junge vertrauende Kind.

Weinend fiel ihr Melitta in ihrer bräutlichen Schönheit um den Hals.

Ruth strich ihr sanft übers Gesichtchen.

„Nicht weinen, Melitta! Daß du mir nur recht, recht glücklich wirst!“

„Du bist so gut und edel, Ruth, und so selbstlos. — Dir danke ich ja mein Glück. Ich hätte nie einen anderen liebhaben können.“ Ihre Stimme sank zum Flüstern. „Ruth, — glaubst du, — daß er mich liebhaben wird?“

„Ganz sicher, Liebling. Man muß dich ja liebhaben, du kleine holde Fee.“

Es klopfte. Die Brautjungfern kamen, Melitta dem Bräutigam zuzuführen.

Dr. Reinert war selbst überrascht von ihrer Goldseligkeit und drückte warm die kleine Hand.

„Bin ich dir so recht?“ fragte sie lieblich errötend.

„Wie dem Nixenteich entstiegen, meine kleine Herrin,“ scherzte er und küßte ihre Stirn.

Dann reichte er Ruth die Hand, sah sie aber nicht an.

„Werden Sie glücklich, mein Freund!“ sagte sie bewegt.

Er nickte dankend und reichte seiner Braut den Arm und schritt mit ihr zum Wagen.

Sinnend schaute Ruth ihnen nach. „Nun sind sie alle geborgen. Auch ich — in deinen Armen, o Caritas!“

Das junge Paar wurde in der Kirche der Franziskaner getraut. Die Familien, ungefähr zwanzig, die die Villen am bewaldeten Seeufer bewohnten, waren der Seelsorge des Klosters unterstellt, da die

zuständigen Stadtpfarrgeistlichen nach allen Seiten hin überlastet waren.

Ruth fuhr nicht mit zur kirchlichen Trauungsfeier. Sie hatte währenddessen alle Hände voll zu tun, um alles für die Tafel und den Empfang der Neubermählten zu richten.

Bald schlugen die Glocken an zu kurzem feierlichen Läuten, und zwei Böllerschüsse tönten herüber in dem Augenblick, wo drunten im Kirchlein vor Gottes Angesicht zwei inhaltschwere Worte zwei Menschenkinder unlösbar verbanden fürs ganze Leben.

Ruth hielt ein wenig inne, faltete die Hände und sprach ein Gebet.

Nach einer halben Stunde kamen sie zurück. Der junge Gatte ernster noch als vorher. Er lächelte auch nicht, als Ruth ihm in stummem Glückwünschen die Hand drückte. Keiner, auch nicht die Nächsten hätten in diesem ernsten Männergesicht erforschen können, was der empfand, dem die lieblichste Mädchenblume, die je am See erblüht war, zu eigen geworden war. Aber Ruth war ruhig um den Freund. Sie wußte, hob ein himmelhohes Glück ihn auch heute nicht in die Wolken, so war er doch zufrieden. Der Blick, mit dem er das bräutlich holde Wesen an seiner Seite betrachtete, sagte es ihr.

Die junge Braut hatte geweint. Ruth sah es ihr an. Auch als sie Ruths Händedruck erwiderte, hingen wieder Tränen an den dunklen Wimpern. Aber in ihrem Tränenlächeln war ein ganzer Himmel voll Glück.

Die Festtafel war vorüber. Ruth stand unbemerkt auf, um in der Küche einmal nach dem Rechten zu sehen. Da zupfte der alte Friedrich sie in dem schmalen Gange, der zum Wintergarten führte, am Kleide.

„Gnädiges Fräulein, verzeihen Sie, daß ich heute ... Aber was soll ich tun? Schon dreimal war die Frau da ...“

„Welche Frau?“

„Die aus dem Häuschen am Feldkreuz, die Mutter von dem schlimmen Ding, der Tanzursel. Nun ist das Mädel aus der Stadt wieder heimgekommen, ganz verlobt und verheiratet. Und ganz daneben. Gestern hat's ins Wasser gewollt. Kein Pfarrer und kein Vater kann was anfangen mit ihr. Von keinem Herrgott und Sakrament will's was wissen. Aber immer ruft's nach dem Fräulein von Werners.“

Der Alte war ganz hinter den Atem geraten von der langen Rede. Er sah das junge Mädchen, das im schmucklosen weißen Kleide so vornehmen und hoheitsvoll vor ihm stand, zag an und murmelte scheu:

„Hätte ich doch lieber den Mund gehalten! Hat ja doch kein Zweck.“

„Warum denn nicht, Friedrich? Du hättest es mir nur gleich sagen sollen, als die Frau zum erstenmal hier war.“

„Aber es ist doch — Hochzeit.“

Ruth lächelte schalkig. „Doch nicht die meine, Alterchen. Und auch nicht die deine.“

„Gnädiges Fräulein wollen wirklich —? Es ist aber ein gut Stück Wegs. Und ein Haus wie ein Stall. Und richtig soll's da auch nicht sein. Die Alte ist ein Gewächs, wie dem Teufel aus der Kiepe geflücht. Zigeunerart. Von ihr hat's die Zunge.“

Ruth drohte ihm mit dem Finger. „Alterchen, Alterchen! Seit wann geht denn der Teufel mit der Kiepe? Und der Friedrich mit der gesalzenen Zunge? Wer weiß, wie wir beide wären, steckten wir in solch einer Haut!“

Es klang scherzhaft, machte den Alten aber ganz ratlos.

„Im Verlaub, gnädiges Fräulein sind so gut, — so ganz anders als all die Leute. Wo sie doch alle auf die vom Feldkreuz schimpfen — und kein Hund ein Stück von der alten Hex nimmt.“

„Die Armen!“

Ruth sagte es in tiefem Erbarmen und griff schon nach der Leerose, die sie auf Melittas Drängen ins Haar gesteckt hatte.

„Sag der Frau, ich wäre in einer Viertelstunde da!“

„Eine Viertelstunde ist's bis zum Feldkreuz.“

„Nun, dann in einer halben Stunde.“

Ungelesen gelangte sie auf ihr Zimmer, warf das weiße Kleid ab und zog ein einfaches dunkles an. Mit ein paar Worten weihte sie die alte Hanna ein und ließ sich von ihr ein Körbchen mit kräftigen Speisen und Wein aus der Küche besorgen. Auf Umwegen kam sie zum See und ruderte sich selbst hinüber. An der anderen Seite ließ sie sich von einem holzlesenden Knaben den Weg zeigen.

Der Junge sah sie ungläubig an, als er hörte, wohin sie wolle. Er betkreuzte sich, schief und hastig.

„Ins Zigeunerhaus wollen S'? Da bleiben S' nur mal weg. Lieber geradwegs zur Hölle als zur alten Stehride. Selb und schwarz ist die, wie'n Zigeunerweib. Kinder beherzt sie, Ragen und Ratfrißt sie. Alles stiehlt sie ...“

„Hast du das alles gesehen?“

„Na, das nit. Aber alle sagen's.“

„Haben alle es denn gesehen?“

„Weiß ich nit.“

„Haben denn dir die Leute was zuleide getan?“

„Wüßt ich nit. Warum denn auch?“

„Und doch sprichst du so von ihnen?“
„Das tun doch alle Leute.“
„Warst du schon mal in dem Häuschen?“

„Na, — ja. Das heißt, —“ der Junge wurde rot, — „es darf keiner wissen. Meine Mutter schlug mich halbtot. Ich — ich war nämlich neugierig. In der Schule sagten sie, am Johannisabend, dann käme — der Junge bekreuzte sich wieder, — „dann käme der Leibhaftige zur Rixe, und dann tüt sie mit ihm zusammen Blei aufgießen und tanzen. Und zuletzt ritte sie mit ihm auf einem Besen zum Schornstein aus. Das wollten wir einmal sehen, der Gruber-Toni und ich. Und sind ganz heimlich hingegangen. Begrüßelt hat's uns, oh!“

Der Knabe stockte.

„Und was habt ihr gesehen?“

„D — nichts. — Nichts Besonderes.“

„Auch nicht die alte Frau?“

„Ja — a! Aber da war uns nichts dran gelegen, — wie sie sich anstellte. Sie sollte da wohl gerade keine Hege sein!“

„Was tat sie denn?“

„Sie fiennte. Ganz unweis hat sie gefiennt.“

„Sie hat geweint?“

„Ganz schrecklich. Den Kopf hatte sie auf dem Tisch liegen. So schrecklich geheult hat sie, daß der Toni auch angefangen hat. Da hat sie uns gesehen. Ist aber gar nit wild geworden, wie sonst, wenn wir „Hege“ rufen. Wir sollten zu ihr reinkommen, sagte sie, weil sie so allein sei — und so schlecht dran, hat sie gesagt, wär sie. Wir waren aber bange und dachten, sie wölk' uns behergen, und sind wegelaufen. Das müssen Sie aber keinem sagen, daß wir da waren, sonst passiert uns was. Jetzt muß ich Holz häufeln.“

Ruth hielt die Hand des Knaben ein paar Augenblicke fest.

„Ich danke dir für deine Auskunft. Aber mußt du mir versprechen, daß du nie wieder so wie vorhin über unglückliche Menschen redest. Und die arme Frau vom Feldkreuz artig grüßest, wenn du ihr begegnest. Sag es auch den andern.“

Der Knabe wurde rot. Er schämte sich, versprach aber alles. Er stand noch eine ganze Weile auf demselben Fleck und sah Ruth nach wie einer merkwürdigen Erscheinung.

„Und da sagen sie immer, die Herrenleut sei'n so hochnasig. Is schwer gelogen. Dann ist auch sicher von der Stehlride alles gelogen. Ich werd's dem Vater erzählen, der auch immer auf die Hochstetigen wettet, daß das Fräulein ins Herrenhaus gegangen ist. Und all den andern sag ich's.“

Ruth war im Waldpfad verschwunden, und der Junge machte kehrt.

Silig schritt Ruth aus. Sie hatte Hochzeit, Brautpaar und Tafel vergessen. Was sie vom alten Friedrich und dem Knaben gehört hatte, hatte sie tief ergriffen. Sie hatte hie und da von den Leuten am Feldkreuz gehört, hatte die Frau aber noch nie gesehen. Sie wußte, jenes Haus des Elends und Unglücks durfte sie nur mit einem tiefen Verstehen und barmherzigen Einfühlen betreten.

Als sie aus dem Walde trat, sah sie die alte Frau vor sich herhumpeln. Sie mochte einen andern Weg, den über die Fahrbrücke, genommen haben. In der Nähe des halbzerfallenen Häuschens holte sie sie ein.

Die Alte wurde verlegen, nestelte immerfort an Schürze und Halstuch.

Ruth reichte ihr die Hand.

„Wie geht es Ihnen?“

„Mir schon halb und halb. Aber ein Unglück ist's mit der Dirn — und 'ne Schand'! Wär' sie nur in der Stadt drauß' geblieben, da brauchst' sie nit hier ins Wasser zu gehen. — Und daß wir Sie nun herholen, so ein feines Herrenmensch! Mich tut's in den Tod wundern, daß Sie gekommen sind ins Haus der Rixe.“

Lauernd sah die Alte unter ihrem roten Kopfstuch hervor und heftete die grauen Augen durchdringend auf Ruth. Der Blick, der ihr begegnete, veränderte ihr Wesen völlig.

„Laßt das, gute Frau, und sagt mir, wie es Eurer Tochter geht,“ sagte Ruth freundlich.

„Das ist ja das Kreuz, das große Kreuz! Von keinem Menschen will i'was wissen, nur nach dem Fräulein ruft i' Tag und Nacht. Warum, weiß ich nit. Sind so schlimm, die andere Leut, so arg schlimm.“

(Fortsetzung folgt).

Photo:

Bild Seite 323: Wernberg-Villach

Bild Seite 325, 328, 329, 332, 334, 335, 343, 346, 349: Mariannbiller Mission

Bild Seite 336: R. Rödel, Lauf

Bild Seite 339, 340, 341: M. Bechtiger, Altdorf

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Abereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Schriftleiter P. G. A. Kottmann; Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben